



Intro/Impressum	5
Spitzenmäßig	6
Konstruktion und Metaphysik	12
Die Schönheiten im Verborgenen	15
Schutzanzug statt Lorbeerkranz	16
Der Wirklichkeit enthoben	18
Fragment einer Katastrophe	20
Ohne Worte	22
Des Rätsels Lösung?	26
Was Bürgersinn bewegen kann - Teil 3	28
Durch den Wolf gedreht	31
Im Netz verliert jeder Gedanke seine Bedeutung	34
Shortcuts	41

Spuren
Konkreter
Fotografie

Lichtbild

und

Datenbild

14. März

bis

31. Mai 2015

Oskar-Laredo-Platz 1
97080 Würzburg
Telefon 0931.3 222 50
www.kulturspeicher.de

Museum

im

Kulturspeicher
Würzburg

Di 13-19 Uhr
Mi Fr Sa So 11-18 Uhr
Do 11-19 Uhr

Museum im
Kulturspeicher
Würzburg

Stiftung Peter C. Ruppert

STADT
WÜRZBURG

Kulturfonds Bayern

Lions Club Würzburg-West

Kulturpartner
DB BAHN
Münfrankenbahn
BAYERN

Ola Källemann, Konstruktivismus 1918/1921, 2013, Museum im Kulturspeicher Würzburg, Sammlung Peter C. Ruppert • Gestaltung: Abschrift / prof. gertraude visuelle kommunikation und branding, inderbesch@tut.at.de

Farbenspiel im Edelstein

Achat



Sonderausstellung

22. März - 7. Juni 2015

Knauf-Museum Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • www.knauf-museum.de



Eine Johannisbeere unter dem Mikroskop von Stefan Diller. Alles weitere auf Seite 15.

Intro

Sie kennen sicher das Gefühl der Vorfreude, den Moment in dem man sich ausmalt, wie das wohl sein wird, das neue Jahr mit den Projekten, Ausstellungen, Konzerten, Lesungen, Theateraufführungen und den vielen Spannung oder Kurzweil versprechenden Dingen unseres kulturellen Lebens.

Dann, kaum hat man die Feiertage hinter sich gebracht, knallt einem die Realität eine Breitseite Brutalität vor den Latz, macht einen sprachlos.

Ungläubig und fassungslos starrt man auf die Ereignisse in Paris. Ziel des Mordanschlags waren Künstler, deren Zeichnungen ihnen das Leben kosteten. Für kurze Zeit überdeckte diese blutige Tat am Anfang des neuen Jahres die anderen Krisenherde, die man schon länger verkraften muß, die Geschehnisse in Afrika, im nahen und fernen Osten, am Rand von Europa, eigentlich überall auf diesem Planeten.

Mehr denn je sind wir überzeugt davon, daß wir Kultur brauchen mit all den bunten Facetten und den vielen verbindenden Elementen, die uns zum Innehalten, Nachdenken, Diskutieren, Reflektieren unseres Tuns anhalten.

Wie sonst, ohne Kultur und verantwortungsvollem Verhalten unserer Gesellschaft und auch den anderen gegenüber, sollten wir aus diesem globalen Schlamassel herausfinden?

Unsere **nummer 100** ist da.

Wir hoffen, daß sie ein paar Milligramm dazu beitragen kann, um das geistige und das kulturelle Verständnis füreinander in uns wachzuhalten.

Die Redaktion

nummereinhundert

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt

nummer
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 09 31 – 4139 37 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Eva-Suzanne
Bayer, Frank Kupke [kup], Renate Frey Eisen
[frey], Ulrich Karl Pfannschmidt, Berthold
Kremmler, Viviane Bogumil.
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe:

Vier Farben gesponsert vom Dachverband
Freier Würzburger Kulturträger

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:		
€ 100	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:		
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 100	Halbe quer	160 x 100
€ 200	Ganze Seite	186 x 246
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm		
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Spitzenmäßig

Über 9 000 Besucher
beim 41. Internationalen Filmwochenende
in Würzburg.



Text: Viviane Bogumil Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach und Achim Schollenberger

Singende Orangen, Volleyball spielende 90jährige und eine Selbsthilfegruppe für türkische Männer mit familiären Problemen – was gab es nicht alles zu bestaunen zwischen dem 28. Januar und 1. Februar 2015!

Zum 41. Mal brachte das Internationale Filmwochenende Filmemacher, Zuschauer und Presse in einem cineastischen Marathon im Herzen Würzburgs zusammen. Geboten wurden 56 handverlesene Filme, sechs passende Sonderveranstaltungen und ein orangefarben erstrahlendes Festivalgelände, das zum ganztägigen Verweilen einlud.

Und diesmal hieß es für die mehr als 9 000 Besucher schnell zu sein: Seit dem zweiten Festivaltag waren die meisten Vorstellungen bereits ausverkauft, angefangen im gemütlichen Studio mit 31 Sitzen bis hin zum eigens entworfenen und in der Turnhalle der Mozartschule eingerichteten Kino 2, das mehr als 350 Menschen Platz bot. Daneben wurde erstmals

das Kellerkino vollwertig ausgestattet und genutzt. Besonders gut frequentiert waren auch die eigens für das Filmwochenende aufgestellten Fahrradständer in der Fußgängerzone – ein Zufallsfund im Keller der Mozartschule. Die Mitarbeiter der Filminitiative lackierten sie in Handarbeit orange und wiesen damit schon von weitem sichtbar auf das Festival hin. Auch den „Stars“ hat es in Würzburg gefallen; einige der irischen und estnischen Gäste planen für den Sommer schon ihren zweiten Besuch samt Familie. Rundum darf man die Arbeit der neuen Vorstandschaft und ihres engagierten Teams also als erfolgreich bezeichnen und sich schon jetzt auf das nächste Festival im Januar 2016 freuen, **J**



Vom Bahnhof kommen die Regisseurin Bettina Blümner und Festival-Chef Thomas Schulz. Security-Begleitung Berthold Kremmler



Schaut bitte einmal hierher! Von links: Kulturreferent Mughtar Al Ghusain, Christian Molik (3. Vorstand der Filmini), Filmemacherin Cornelia Grünberg und Filmini-Chef Thomas Schulz. Im Hintergrund: Gunther Schunk von Vogel Media (Sponsor).



Filmemacher vom östlichen Rand Europas: Irakli Kochlamazashvili (l), Alla Churikova (2.v.r) und Dmitri Popov (r) im von Olga Glaiser (2.v.l) moderierten Gespräch mit dem Publikum.



Aficionados



Immer den Überblick behaltend, die Damen beim Ticketverkauf



Strahlende Gesichter bei der Preisverleihung: Ein Gruppenbild mit dem Vorstand der Filminitiative, Filmemachern und den Vertretern der Hauptsponsoren, Helmut Heitzer (3.v.r) von der VR-Bank und Gunther Schunk von Vogel Media.

**Streiflichter vom
41. Internationalen
Filmwochenende
Würzburg**



Nino Jacusso, Regisseur von „Shana – The Wolf’s Music“



Stian Kristiansen, Regisseur des Films „Küss mich, verdammt nochmal!“



Regisseur Mait Laas und sein Star Marc Orange



Immer wieder beliebt: die Stimmabgabe



Generation FWE beim Filmpause-Chill

Konstruktion und Metaphysik

Stuttgart zeigt die erste große Oskar-Schlemmer-Ausstellung seit vierzig Jahren.

Von Eva-Suzanne Bayer



Der Mensch - das war für den Maler, Plastiker, Wandgestalter, Bühnenkünstler und Kunsttheoretiker Oskar Schlemmer (1888-1943) kein Wesen mit verschwommenen Konturen, individuellen Schlupf- und Schlaglöchern, Untiefen und seelischen Nebelbänken. Vielmehr ein klares Konstrukt aus Kegel, Kugel und Zylinder, dessen Energie hinausbrandete in den Raum und das, selbst von allen Schlacken der Uneigentlichkeit befreit und in Harmonie mit kosmischen Gesetzen, fähig war, als neuer Mensch, eine neue Welt zu erschaffen. Zeit seines Lebens rang er darum, für dieses Menschen- und Weltideal gültige, immer klarere und knappere optische Chiffren zu finden und seiner Utopie vom geistdurchpulsten Leben eine Bild-

Bühne, eine Raum-Bühne zu verschaffen. Doch er scheiterte, man muß schon sagen: tragisch, in einer Zeit, die von seinem Leitbegriffen Maß (in vielfacher Bedeutung) und Gesetz nichts hielt, und in der dumpf Chthonisches, krude Ideologisches die Oberhand gewannen. Das kostete, nicht nur ihn, den Lebensmut und letztlich (vielleicht) sogar das Leben. In bisher noch nie gesehener Weise fächert die große Ausstellung „Oskar Schlemmer - Visionen einer neuen Welt“ in der Stuttgarter Staatsgalerie (bis 6. April) auf fast zwei Stockwerken das Schaffen eines der radikalsten deutschen Künstler in der ersten Hälfte des so chaosgebeutelten zwanzigsten Jahrhunderts auf, das so aufbruchsfroh begann und im Grauen versank. Es ist die erste umfassende Schlemmer-Ausstellung seit vierzig Jahren und die Schuld an so langer Nicht-Repräsentation liegt keineswegs am Desinteresse der Kunstszene an diesem Pionier der Moderne.

Vielmehr behinderten die Schlemmer-Erben, nachdem die Witwe Tut Schlemmer 1969 den gesamten schriftlichen Nachlaß der Württembergischen Staatsgalerie in Schlemmers Heimatstadt Stuttgart übergeben hatte, massiv Leihpraxis und Abbildungen, selbst wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Werk, und nahmen damit ein Recht in Anspruch, das erst siebenzig Jahre nach dem Tod eines Künstlers erlischt. So wurde Schlemmer lange Zeit nicht mehr als der wahrgenommen, der er ist: einer der kompromißlosesten deutsche Vor-Denker und Gestalter einer Kunst zwischen Abstraktion und Figuration.

Gleich vis à vis vom Eingang zum Ausstellungssaal im Erdgeschoß reiht die Kuratorin Ina Conzen die Ikonen seines Schaffens auf. Zentral hängt sein wohl wichtigstes Werk, die „Bauhaustreppe“ (1932), die Schlemmer, drei Jahre nachdem er die legendäre Reformschule verlassen hatte und das Verdikt „entartet“ schon über ihm schwebte, an das Museum of Modern Art in New York verkaufen konnte. Junge Menschen, meist in der von Schlemmer bevorzugten, den Betrachter zum Mitgehen einladenden Rückenansicht gegeben, schreiten da ruhig und gesammelt die Treppe im Dessauer „Bauhaus“ hinauf ins Licht, in eine Sphäre - so ist das nach Schlemmer



Oskar Schlemmer, 1920, Staatsgalerie, Stuttgart Oskar Schlemmer Archiv

zu lesen - der Ordnung, der Geist durchleuchteten Zivilisation. Dieses Interieurgruppenbild ist weit mehr als eine Hommage an das revolutionäre Kunstinstitut. Es ist auch quasi Programmbild einer ganzen Generation junger Künstler, die daran glaubte, durch Kunst zuerst den Menschen, dann die Welt verändern zu können. Denn nur in der Kunst, meinte man, könnten technischer Fortschritt und Spiritualität, Mathematik und säkulare Metaphysik in einer dem Menschen dienliche Balance gebracht werden. Schon beim ersten Rundgang durch die mit fast 270 Exponaten bestückte Ausstellung fällt die außergewöhnliche Homogenität dieses Schaffens auf, die manche Kritiker Einsilbigkeit, gar Stereotypie, nennen. Kein tastendes, selbsterprobendes Frühwerk, schon als 24jähriger kommt Schlemmer zum Thema, das ihn sein Leben lang beschäftigen wird: die Figur im Raum. Umgekehrt als sein deutscher Landsmann Goethe, hatte er vom Vater, einem rheinischen Kaufmann, Komödienschreiber und Karnevalisten die „Frohnatur“, von der Mutter, einer Schwäbin, des „Lebens ernstes Streben“ mitbekommen, das, so Schlemmer „in die Kunst ausläuft“. Ohne Abitur lernte er zuerst bei einer renommierten Intarsienfirma, schrieb sich aber bald an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule, dann an der Stuttgarter Akademie der Bildenden Künste ein. Nach zwei Jahren in Berlin und Kontakten zum „Sturm“-Kreis um Herwarth Walden kehrte er nach Stuttgart zurück, studierte bei Adolf Hölzel und befreundete sich mit Willi Baumeister (1889-1955), dem anderen großen Stuttgarter Künstler.

Doch weder der Expressionismus, noch das Farbenglühen des „Blauen Reiter“ interessierten ihn, auch nicht der dynamische Futurismus oder die koloristische Eleganz eines Matisse, sondern - damit steht er in Deutschland ziemlich allein - die Formanalyse des Kubismus, ausgehend von Cézanne. Jeden Naturalismus verabscheuend, setzte er allein auf die Objektivierung. Aus geometrischen Formen und vegetativer Stilisierung baute er sein Menschenbild auf: Kreisen an Kopf und Gelenken, der geschwungenen Vasenform des Oberkörpers, tropfenartigen Ober- und Unterschenkeln, eingebunden in verschobene Vertikale und Horizontale, die „Raum“ signalisieren. Dazu karge Farben (gern Blau- und Ockertöne), die ins „Geistige“, Hell- und Dunkelzonen, die ins Mystische weisen. Bald schon wuchsen die Bilder ins Dreidimensionale, ins Relief und die Plastik. Nach dem 1. Weltkrieg, den er als Sanitäter an der West- und an der Ostfront verbrachte, gründete er in Stuttgart die „Üecht-Gruppe“ (Üecht = althochdeutsch für Morgenröte) und machte sich für eine Berufung von Paul Klee an die Kunstakademie Stuttgart stark. Doch schwäbischer Biedersinn wußte das zu verhindern.

Als Walter Gropius Oskar Schlemmer 1920 ans Bauhaus in Weimar verpflichtete, ihm zuerst die Wandmalerei, dann die Holz- und Steinbildhauerei und ab 1923 die Bauhaus-Bühne übertrug, entfaltete sich Schlemmers Talent in seiner ganzen Breite. In dieser Zeit schuf er seine wichtigsten Gemälde „Paracelsus. Der Gesetzgeber“ (1923) und immer wieder ganze Menschenarchitekturen im weitläufigen, immer ins Helle geöffneten Bau. Vor allem aber warf er sich mit Elan auf die Theaterarbeit, bei der er im Tanz seine Kernidee vom Menschen als raumbehextes Wesen entwickeln konnte.

Bei den Bühnenbild- und Kostümentwürfen, den lebensgroßen Figurinen, den Filmausschnitten, den Fotografien im Obergeschoß der Staatsgalerie lernt man nun einen ganz anderen Künstler kennen als den mitunter etwas dogmatischen, Sinnlichkeit oder gar Humor Verweigernden.

Schlemmer war ein ebenso begeisterter wie talentierter Balletttänzer, der sich selbst auch gern die Clowns- maske aufstülpte. Nur hatte sein Ballettbegriff weder etwas mit klassischem Tutu-Gehüpfe, noch mit dem damals modernen Ausdruckstanz à la Mary Wigman zu tun. Bereits 1922 hatte er für Stuttgart das dreiteilige „Triadische Ballett“ geschaffen, das er fürs Bauhaus ausarbeitete. Genau genommen war es ein Anti-Ballett. Denn es gab den Tänzern keine Chance, mit Körpergelenkigkeit zu brillieren, sondern sperrte sie in herrlich bunte, bewegungshemmende Ko-

stüme ein. Ausgestopft zu geometrischen Formen, umhängt mit leuchtenden Scheiben und Spiralen und hinter schweren Masken verschwand individueller Ausdruck in der Macht des Kostüms und verwandelte den Menschen in eine Kunstfigur. Die Arbeit mit dem Bühnentanz faszinierte Schlemmer so sehr, daß er für drei Jahre das Malen aufgab und schrieb: „Ich bin zu modern, um Bilder zu malen.“ 1929 verließ Schlemmer das Bauhaus.

Dem künstlerisch offenen Gropius war der an Industrie und Marketing orientierte Hannes Meyer als Leiter gefolgt, der wenig an der Bauhaus-Bühne interessiert war. Schlemmer wechselte nach Breslau an die Staatliche Akademie für Kunst und Kunstgewerbe. Wie schon zuvor für Berlin, Dresden und Magdeburg, gestaltete er auch hier etliche Opern- und Ballettausstattungen. Doch er konzentrierte sich nun wieder auf die Malerei und Aquarelle, die bei sich verdüsterndem politischen Horizont immer dunkler wurden. Zwischen 1928 und 30 führte er seinen wohl wichtigsten Auftrag, den Wandzyklus für den Brunnenraum des Folkwang-Museum Essen aus. Davon sind nur noch die großformatigen Entwürfe erhalten, von denen drei Fassungen in Stuttgart zu sehen sind. Die Originale wurden, wie etliche andere Wandbilder Schlemmers, von den Nationalsozialisten zerstört.

Die „Machtergreifung“ führte Schlemmer in die Isolation. Er verlor seine Professur in Berlin, die er in-

nehatte, nachdem die Akademie in Breslau 1932 aus Spargründen geschlossen worden war. Die erste große Retrospektive in Stuttgart wurde kurz nach der Eröffnung verboten, Bilder in den Museen beschlagnahmt. Obwohl er sich, überzeugt ein „typisch deutscher“ Künstler zu sein, schriftlich an Goebbels wendete, gab es im ach so neuen Deutschland keine Zukunft mehr für ihn. Von Finanznot, Selbstzweifeln und künstlerischer Vereinsamung gequält, arbeitete er erst in einem Malergeschäft, führte nach Kriegsausbruch Tarnanstriche für Industrieanlagen aus und schlüpfte schließlich in einer Wuppertaler Lackfabrik unter.

Dort traf er Schicksalsgefährten wie den Freund Willi Baumeister und den ehemaligen Bauhaus-Kollegen Georg Muche, experimentierte mit Lackfarben und konzipierte sogar ein „Lackballett“ und ein „Lackkabinett“. Doch seine Gesundheit war unterminiert. 54jährig starb er in einem Sanatorium in Baden-Baden an einer Herzlähmung. Seine letzten Zeichnungen gehen, wie seine ersten, wieder in den Außenraum: Sie zeigen stark stilisierte Stadtlandschaften, Figuren beim Tarnen eines Gaskessels und Fensterausschnitte, hinter denen Menschen halb verdeckt agieren. Die Idee, reduzierte Gestalten mit geometrischen Strukturen (den Fensterkreuzen und -rahmen) zu konfrontieren, ist noch vorhanden, aber jetzt ganz ins Realistische umgedeutet. ¶

(bis 6.4. Öffnungszeiten: Di-So 10-18, Do 10-20 Uhr)



Oskar Schlemmer, *Figurinen zum Triadischen Ballett*, 1922, Leihgabe der Freunde der Staatsgalerie

Die Schönheiten im Verborgenen

Stefan Diller zeigt wissenschaftliche Fotografie im Uniklinikum

Von Angelika Summa Foto: Stefan Diller

Unter REM versteht jeder etwas anderes. Für Rock- und Popfans verweisen die Kürzel auf die mit Music-Awards verwöhnte amerikanische Rockgruppe R.E.M. Andere denken an den REM-Schlaf, die Traumphase mit heftigen Augenbewegungen, eben: Rapid Eye Movement. Wissenschaftler verzeichnen unter der REM-Abkürzung das Rasterelektronenmikroskop, das für „normale“ Menschen, sofern sie es denn mal zu Gesicht bekommen, genauso kompliziert aussieht, wie es klingt. Der Würzburger Fotograf Stefan Diller kennt sich mit Rasterelektronenmikroskope bestens aus, weil er seit 20 Jahren mit ihnen arbeitet. Bei diesem Mikroskop wird statt mit unserem sichtbaren Licht mit einem Elektronenstrahl die Oberfläche des Objektes gerastert, also in Linienführung abgetastet und abgebildet. Das ermöglicht Aufnahmen mit größerer Auflösung als mit dem Lichtmikroskop, nämlich bis unter einem Nanometer; zum Vergleich: Unsere Lichtwellen dringen in Bereiche bis 200 Nanometern vor. Dieser Tiefgang in mit dem bloßen menschlichen Auge nicht sichtbare Bereiche hat eine große Faszination. Nicht nur für Diller selbst, wie man bei der Eröffnung seiner Fotoausstellung unter dem Titel „Mikrokosmos der besonderen Art – Natur unter dem Elektronenmikroskop“ in der Neurologischen Abteilung des Würzburger Universitätsklinikums bemerken konnte. Gleich zu Beginn stellte der Künstler klar, daß er sich nicht als Künstler verstehe, was zu abwehrendem Gemurmel führte. Denn die dargebotenen Aufnahmen von Strukturen aus dem Pflanzen- und Tierreich in Plakatgröße im Klinikgang und an den Stellwänden sind faszinierend schön und von ungewöhnlicher Anziehungskraft. Der Wissenschaftsfotograf Diller hat jedoch in seine Aufnahmen nicht willentlich eingegriffen, um eine künstlerische Idee zu äußern, nur das Motiv, das unter dem Mikroskop eine undefinierbare Farbe besitzt, zur besseren Sichtbarmachung farbig betont, was mit Hilfe von Detektoren geschieht, die farbige Bildsignale aussenden. Was der Fotograf dem Betrachter vor Augen führt, ist die Schönheit der Natur im klein-

sten, mikroskopischen Bereich und, schon in dieser Auswahl von verschiedenen Nutzpflanzen, deren unerschöpfliche Vielfalt. Wenn sie so richtig überlege, spüre sie angesichts dieser bizarren Welt Staunen, ja, Ehrfurcht vor der Natur, meinte eine Besucherin. Die Motive sprechen für sich. Da man aber gewohnt ist, Ungewöhnlichem mit Vergleichen zu begegnen, stellen sich Assoziationen ein: zu besonders gelungenen Tongefäßen bei der „roten Johannisbeere“, zu Schwimmhäuten einer Urwaldechse, bei den Adern der Blattunterseite einer Süßkartoffel, zu Sandverwehungen bei der Blattunterseite einer Gemüsepaprika. Der „Star“ ist in dieser Bilderserie aber die Blüte des Gemeinen Lein, lat. *Linum usitatissimum*, die sich mit der Pracht einer Orchidee messen kann. Ebenfalls zu sehen ist in dieser Ausstellung ein mikroskopischer Film, für den Diller das sogenannte „nanoflight“-System entwickelte, bei dem ein Flug über eine Mikrostruktur gezeigt wird. Nanoflights dauern nur ein paar Minuten, für die ein Zeitaufwand von ca. 500 Stunden benötigt wird. Für diese Technik des Rundumflugs im REM wurde Stefan Diller 2013 von der Deutschen Gesellschaft für Elektronenmikroskopie der Technikpreis verliehen. ¶

Die sehenswerte Ausstellung kann bis 23. März 2015 im Foyer Haus B1, Neurologischen Klinik, Josef-Schneider-Str. 11, täglich von 8 – 18 Uhr besichtigt werden. Eintritt frei.



Leinblüte, Bildfeld 8375 x 5982 Mikrometer



Jan Peter Kranig, „Melencolia 1 bis 3 – Hommage an Dürer“, 2004 Foto: Frank Kupke

Schutzanzug statt Lorbeerkranz

Jan Peter Kranig zeigt im Spitale Werke aus knapp zwei Jahrzehnten.

Von Frank Kupke

Im Gespräch ist Jan Peter Kranig ein ruhiger Redner. Und so ist auch seine Malerei: still und unaufgeregt. Am 18. Februar wird der Partensteiner Künstler 60 Jahre alt. In der Galerie der Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens (VKU), dem Würzburger Spitale an der Alten Mainbrücke, gibt es derzeit eine Retrospektive von Kranigs Schaffen der vergangenen knapp zwei Jahrzehnte. Als ein Vorbild nennt der gelernte Graphiker Kranig Albrecht Dürer. Schon als Kind bekam Kranig von einer Patentante den großen Dumont-Band über Albrecht Dürer geschenkt. Das Werk des Nürnber-

ger Meisters begleitet Kranigs Schaffen bis heute. Mit Blick auf die Stoffe, die Kranig in Acryl oder Öl auf Leinwand malt, legen einige der Gemälde in der Ausstellung im Spitale hiervon beredtes Zeugnis ab. Aber was bei Dürer mal knorriger, mal zartherber Ausdruck menschlicher Empfindungen ist, wird bei Kranig zu etwas anderem. Die philosophischen und religiösen Vorstellungen, die in Dürers Werk stets anklingen, sind für den modernen Künstler nicht mehr verbindlich. Mit Dürers Bildinhalten lässt sich spielen. Sie lassen sich heutzutage weltanschaulich oder psychologisch ummünzen. Oder sie lassen sich als

rein zeichnerische und malerische Objekte auffassen. All dies tut Kranig, der seine Bilder in der Regel nach selbstangefertigten Fotos erarbeitet und sich auf größere Kompositionen auch mal mit dreidimensionalen Projektionen am Computer vorbereitet. Stofflich besonders nahe ist Kranig Dürer beispielsweise bei seinen Grasbildern, die alle ein bißchen an Dürers berühmtes Großes Rasenstück von 1503 erinnern. Aber wo bei Dürer ein fast naturwissenschaftliches Interesse und Erfassen vorherrscht, geht es bei Kranig um die Freude am Durcheinander des Blattwerks – das er meist mit möglichst großer Exaktheit auf die Leinwand bannt und gelegentlich kleineren, unscharf belassenen Bildbereichen gegenüberstellt. „Wie das alles durcheinander gewurschtelt ist, das interessiert mich“, sagt Kranig. Schon allein vom Titel her nimmt Kranig in seiner mehrteiligen Arbeit „Melencolia“ Bezug zu Dürers gleichnamigem Stich von 1514. Doch Kranig übersetzt Dürers düsteres, symbolisch und allegorisch verrästeltes Werk in ein modernes Triptychon aus drei gemalten Kästen mit einer (Welt-?) Kugel als Labyrinth

in der Mitte (Dürers Hirschkäfer von 1505 tritt hier ebenfalls – modifiziert – in Erscheinung). Das linke Bild zeigt einen Raum der Privatheit (der Künstler bezog hier unter anderem ein Kindheitsfoto von sich selbst und seinen eigenen Hund mit ein). Auf dem rechten Bild kauert eine Studentin im Schutzanzug als Pendant zu Dürers depressivem Engel mit Lorbeerkranz. Auch Dürers magisches Zahlen-Quadrat kehrt bei Kranig wieder. Zwei weitere, diesmal mobile Kastenbilder (hier sind die Bilder wirklich in Holzkisten präsentiert) vervollständigen die Arbeit. In diesem Werk, wie in seinen Seestücken und Figurenbildern, präsentiert sich Kranig vordergründig als Meister des Fotorealismus. Doch durch die Dürer-Anklänge und vor allem durch den raffinierten Einsatz von Licht und Schatten erhalten Kranigs Werke vielfach eine mystisch angehauchte Atmosphäre, die mindestens genauso schwer zu entschlüsseln ist wie manche Werke Dürers. Freilich, Dürers eruptive Expressivität ist bei Kranig nicht zu finden. Es sind in sich gekehrte Bilder – Interieurs von Raum und Seele. ♪

Bis 22. Februar.

Der Wirklichkeit enthoben

Zwei Leipziger Meister: Werner Tübke und Michael Triegel in Aschaffenburg

Von Renate Freyeisen



Werner Tübke, *Selbstbildnis mit roter Kappe*, 1988,
Tübke Stiftung Leipzig © VG Bild-Kunst, Bonn 2015



Michael Triegel, *Doppeltes Selbstbildnis*, 1997,
Privatbesitz, © VG Bild-Kunst, Bonn 2015

Meisterliches, scheinbar Altmeisterliches und doch Neues, was die Bildinhalte anlangt, präsentiert die Ausstellung „Zwei Meister aus Leipzig“ in der Aschaffenburg-Kunsthalle Jesuitenkirche. Sie zeigt farbstarke, figürliche Bilder vom Mitbegründer der Leipziger Schule, Werner Tübke (1929-2004), und von Michael Triegel (geb. 1968), wichtig als Vertreter der Neuen Leipziger Schule.

Sie verbindet kein Lehrer-Schüler-Verhältnis, wohl aber eine Reihe von Gemeinsamkeiten, so die scheinbar altmeisterliche Technik der langwierigen Lasurmalerei, eine scheinbare Detailgenauigkeit und Gegenständlichkeit, ein scheinbarer Wiederer-

kennungswert. Das ist heutzutage nicht „in“, wird von den Vertretern der Abstraktion als oberflächlich abgelehnt. Und doch sind es bei aller vordergründigen Gegenständlichkeit hintergründige Werke. Sie spielen nämlich mit unserem kulturhistorischen Wissen, deuten dieses aber um.

So wurde beziehungsreich das Plakatmotiv gewählt nach dem Bild „Mysterium“ von Triegel. Hier finden sich Motive wie Brot und Wein, allerdings seltsam im Raum schwebend, und die kniende Figur mit dem kaum sichtbaren Heiligenschein trägt statt eines Kopfes ein Blatt mit Algorithmen. Alle diese scheinbar realistischen Dinge sind der Wirklichkeit enthoben, wollen dem Betrachter Rätsel

aufgeben. Das, was sichtbar ist, ist jedenfalls nicht gemeint. Die Oberfläche, und sei sie noch so schön, täuscht. Aber von unseren Bildtraditionen können wir uns kaum lösen.

So weisen die Selbstbildnisse beider Maler auf Entscheidendes hin: Beide zitieren bekannte Bildvorlagen. Tübke sieht sich auf seinem Selbstporträt von 1988 als Maler mit roter Kappe, also in der Tradition von angesehenen Renaissance-Künstlern, aber skeptisch blickend, Triegel in seinem doppelten Selbstbildnis von 1997 in der Pose des Botticellischen Medici-Porträts, aber unwirklich übersteigert, somit ironisch. Daraus wird klar: Es geht hier nicht um den Bildgegenstand, sondern um die Bedeutung dahinter. Bei allem vordergründigen Realismus speist sich die Aussage aus einem reichen Fundus aus ikonographischem Wissen und mythologischem Hintergrund. Tübke malt also bei seinem „Tod in der Iller“, bei dem „Weißen Terror in Ungarn“ oder bei „Arbeiterklasse und Intelligenz“ nicht das vordergründige Ereignis, das klassenkämpferisch ausgewertet werden könnte, sondern sieht dahinter, in menschliche Tragödien. Das war einer der Gründe, warum er zeitweise in der DDR in Ungnade fiel.

Immer wieder tauchen bei ihm Motive aus der christlichen Ikonographie auf, etwa in „Mahnung“, „Beweinung“ oder „Verfassung mit Kogge“, häufig Zitate der Kreuzigung. Er glorifiziert nicht das Thema, etwa im Sinn des Sozialismus, sondern er zeigt das Leiden der Menschen. Auch bei seinem Riesenauftrag, dem Bauernkriegsgemälde in der Rotunde von Bad Frankenhausen (1983-1987) wird nicht der Kampf der „unteren“ Klasse heroisiert; vielmehr steht im Mittelpunkt der Mensch als geknechtetes, gefährdetes Wesen. Die Menschen, etwa auch in „Ende der Narrengerichtsbarkeit“, sind Gequälte, Zwängen unterworfen, ständig vom Tod bedroht. Häufig hat Tübke vielfigurige, verwirrende, vor Kämpfen und verdeckten Heilsbotschaften wimmelnde Panoramen einer schrecklichen, ruinösen, aber irgendwie doch schönen Welt entworfen. In ihr treten dann oft ein Narr, ein Harlekin, Marionetten oder Wesen mit Masken in auch pompösen Verkleidungen auf; nur im Spiel kann der Mensch die Bedrängnisse der Welt ertragen. Bezeichnend dafür: „Drei Frauen aus Cefalu“, die drei Lebensalter symbolisierend, mit puppenhaften Gesichtern, wie erstarrt dem Verfall, der Greisin in der Mitte, verbunden. Der allem innewohnende Tod wird vielfach

formuliert in Totenköpfen, Skeletten, apokalyptischen Weltende-Visionen. Dennoch bricht sich immer wieder das Schöne Bahn, selbst bei Motiven der Zerstörung, durch den metaphorischen Rückgriff auf bekannte Bildmotive aus der Kunstgeschichte, etwa Veronese oder Raffael. Tübke verwob all dieses in ein Gleichnis zur Gegenwart.

Auch Triegel malt viele Bilder nach bekannten oder christlichen Motiven, etwa „Abendmahl“, „Ecce homo“ oder „Kreuzigung“; doch er wertet diese um, entleert sie quasi ihres Inhalts – deutlich an den gesichtslosen Figuren -, formuliert so die Sehnsucht nach Erlösung von diesem Mangel an menschlicher Heilzuversicht.

Das ist keine religiöse Kunst, trotz des ehrenvollen Auftrags für das Porträt von Papst Benedikt. So zeigt zwar die Triegelsche „Auferstehung“ von 2002 (im Würzburger Museum am Dom ins Depot verbannt) einen emporschwebenden nackten schönen Mann, eine Art Apoll im Strahlenkranz; ihm zu Füßen aber sitzt ein schlafender junger Nackter mit Lorbeerkranz. Das scheint ein Verweis auf Bacchus oder Dionysos, zumal das Weinglas auf dem leeren Buch Ähnliches suggeriert.

Das könnte ein Gleichnis sein für den Sieg des apollinischen Prinzips, also von Schönheit und Ordnung, über das dionysische, welches für Entgrenzung und Rausch steht. Fast immer formuliert Triegel auf seinen fast überrealistischen Gemälden mit wenigen Figuren – oft aus dem familiären Umkreis – und Anspielungen auf bekannte christliche Bildmotive den Zweifel, die Skepsis, die Nichtdarstellbarkeit des Göttlichen, etwa in „Deus absconditus“. Auch er schöpft aus einem Reservoir von tradierten Motiven, um die Bedrohung durch Tod und Oberflächlichkeit zu zeigen. Auf den zweiten Blick will er auch verstören, so wenn die „Lucia“, Symbolfigur des Lichts, nichts mehr sehen kann, weil ihr die Augen ausgestochen sind, oder wenn die schlafende „Ariadne“ umarmt wird von einer hölzernen Figur.

Beide Künstler entziehen sich mit ihrem Anliegen und ihrer Darstellungsweise auch dem Diktat der Moderne, daß die Kunst autonom sein müsse, daß das Originalschöpferische das Bestimmende sei. Sie zeigen vielmehr, daß wir alle geprägt sind von einem kunsthistorischen Schatz an Bildvorlagen und Vorstellungen und daß man aus diesem heraus Neues erschaffen kann. ¶

Fragment einer Katastrophe

Büchners Woyzeck als Musical im Theater am Neunerplatz

Von Renate Freyisen

Da dreht sich, dieses fatal-schreckliche Karussell der Welt, wie bei einer Jahrmarktsvorstellung mit Schaustellern, die ihr Publikum mit gruseligen Absonderlichkeiten unterhalten. Das aber ist gar nicht lustig, sondern eher verstörend, was da auf der Bühne des Theaters am Neunerplatz abläuft bei der Musical-Adaption von Büchners „Woyzeck“ nach dem Konzept von Robert Wilson und in der Musik und nach Liedtexten von Tom Waits und Kathleen Brennan.

Regisseur Erhard Drexler hat für seine Version angesichts des knappen Raums eine kleine Drehbühne gewählt. Nur wenige Requisiten und Lichtwechsel deuten Schauplätze, Momente des Erschreckens und der Irritation an; Fensterrahmen, Kinderwagen oder ein kleines Karussellpferd genügen. Doch letztlich ist dies nicht wichtig. Denn hier, im engen Raum, entfaltet sich exemplarisch großes Theater, eine bedrückende Welt in verschiedenen Facetten, wie sie auf einen von seelischen und psychischen Obsessionen, von äußerlichen und sozialen Zwängen bedrängten und gequälten Menschen einwirkt,

eine Welt des Oben und Unten, wo der ganz unten angesiedelte Woyzeck, hilflos, geistig verwirrt, ungebildet, arm, den über ihm Stehenden ausgeliefert ist, dem schmierigen Hauptmann mit seinen kruden Ansichten über Moral und das andere Geschlecht und seinem pseudophilosophischen Geschwätz, das er nicht einmal selbst versteht, dem brutalen Sexprotz von einem Tambourmajor und dem gewissenlosen Doktor, für den Woyzeck nur eine Sache, ein Stück Materie ist für seine pseudowissenschaftlichen Experimente am lebenden Körper, mit denen er berühmt zu werden gedenkt. Aber auch Marie, die Geliebte von Woyzeck und Mutter seines Kindes ist wie er ein Opfer der Verhältnisse, hin- und hergerissen zwischen einer rudimentär religiösen Erziehung, bürgerlichen Verhaltensvorschriften, verführt vom Auftreten der „Macht“ und scheinbarem Reichtum, verkörpert im Tambourmajor, getrieben von sexuellen Bedürfnissen und dem Wunsch nach einer gewissen Sicherheit in einer menschlichen Bindung. Daß Woyzeck seine geliebte Marie am Schluß ersticht, aus Eifersucht oder im Wahn, daß er danach

ins Wasser geht, aber wohl eher aus Versehen als aus selbstmörderischer Absicht, spricht eher für seine geistige Verwirrung als für ein Schuldeingeständnis. Am Ende steht die Frage. Was ist der Mensch? In der Aufführung von Drexler wird keine Antwort gegeben. Aber das verstörende, märchenhafte Gleichnis vom „arm Kind“ ohne Vater und Mutter, dem Mond, der Sonne und den Sternen, dem Neuntöter und der Erde als umgestürztem Topf wird am Schluß vorgebracht – absolut pessimistisch, aber in der Musical-Fassung von Tom Waits mit den doch eingängigen Songs und durch das Auftreten der Schausteller-Gestalten als Marionetten etwas relativiert als theatrale Aktion.

Für solche Deutungen und Bearbeitungen eignet sich das Fragment von Georg Büchner bestens. Denn der früh verstorbene Dichter (1813-1837) hat das Stück unvollendet hinterlassen. Er orientierte sich wohl an einem realen Fall, der Hinrichtung des Frisörs Johann Woyzeck in Leipzig 1824, der seine Geliebte ermordet hatte und dessen Geisteszustand als Beweggrund für die Tat amtsärztlich untersucht wurde. Erst lange nach Büchners Tod wurde das Fragment entdeckt, 1879, allerdings entstellt, erstmals herausgegeben und 1913 zum ersten Mal aufgeführt; seitdem ist es ein oft gespieltes Bühnenstück. Eines aber fällt auf: Schon Alban Berg wurde von der Dramenfassung angeregt zur musikalischen Bearbeitung, zu seiner kongenialen Oper „Wozzeck“ 1925, und Tom Waits, Sänger und Schauspieler, komponierte unter dem Titel „Blood money“ assoziative Lieder und Musik zum Stoff, die auf einer CD herauskamen, und zusammen mit Wilson entwickelte er 2001 daraus ein Art Musical, das die depressive Stimmung der Handlung und Figuren in „Woyzeck“ unterstreicht. Aufschlußreich ist dabei der Song „God's away on business“, und das immer wiederkehrende „Misery“ und das Wiegenlied der Marie „If I die...“ lassen das schlimme Ende, den Tod, schon ahnen.

Das Konzept dieser Musical-Fassung von „Woyzeck“ läßt nun einer Inszenierung wenig Spielraum. Regisseur Drexler aber hat zusammen mit seinen Ausstattern Sven Höhnke und Ute Friedrich den Akzent sehr sinnvoll auf die innere Verfassung der Figuren gelegt. Dies gelingt dank einer geschickten Besetzung ausgezeichnet. So wird auch klar, daß das von vorne herein auf eine Katastrophe hin angelegte Geschehen durch zwei Faktoren bestimmt ist: zum einen durch die Unfähigkeit, miteinander in Dialog, in Kommunikation zu treten; alle reden aneinander vorbei, äußern Unsinniges oder können das, was sie bewegt, nicht ausdrücken, zum anderen durch die sozialen Unterschiede. Eine Schwierigkeit ergibt sich noch

durch die Musik; da wird Können verlangt, eine sowohl schräge, aggressive wie auch einfühlsame Wiedergabe. Die fünf Musiker aber beherrschen die atmosphärische Untermalung, den speziellen Sound und die geräuschvolle Illustration der Szenen, etwa mit singender Säge, Saxophon oder Schlagwerk ausgezeichnet, und die Darsteller überraschen gesanglich, auch dank Headsets. Alles beginnt mit der Jahrmarktszene der Schausteller und endet auch damit. Nach dem Einmarsch der uniformierten Musiker und Darsteller tritt der schwarz-rote Jahrmarktschreier (Andreas Neumann) auf und verkündet: „Hier sehen Sie die Kreatur, wie Gott sie gemacht“, wie tierisch und gleichzeitig natürlich der Mensch sei, wie er durch die Fortschritte der Zivilisation gewonnen habe, alles schon begleitet durch den Song „Misery“ und somit in Frage gestellt.

Zu den Schaustellern gehören zwei skurrile Typen, eine Art Ansager (Caro Barczyk), später der treue, aber unbedarfte Freund Andres, und ein eher täpischer Kerl (Thomas Langheinrich), später der kindische Idiot. Dann muß Woyzeck, von Hermann Drexler als fremdbestimmter, gutwilliger, seiner selbst nicht sicherer Mann überzeugend dargestellt, den Hauptmann rasieren. Achim Beck zeigt ihn in seiner gefährlichen Ambivalenz: scheinbar gutmütig, äußerlich abstoßend, aber im Bewußtsein der Macht moralisierend, ohne jede Logik daherplaudernd, mit Ressentiments gegenüber dem „niederen“ Volk, lüstern und gleichzeitig prüde. Auch Marie gefällt ihm; Anne Hansen gibt sie als attraktive Frau, hin- und hergerissen zwischen halbherziger Liebe zu Woyzeck und Bewunderung für die „Obere“, vor allem für den prächtig ausgestaffierten Tambourmajor (Martin Hanns). Klar, daß ihr dieser mit seinem großmächtigen, brutalen Auftreten mehr gefällt als der unsichere, aber treue Woyzeck. Die Freundin Margreth (Charlotte Emigholz), eine Frau aus dem Volk, bestärkt sie in ihren Begehrligkeiten. Woyzeck aber spart das wenige Geld aus seinen verschiedenen Tätigkeiten für Marie und das Kind. Ausgenutzt und gedemütigt wird er vor allem von dem Doktor, den Andreas Neumann mit schneidender Diktion und pseudomedizinischen Diagnosen zeichnet. Zwischen all diesen Polen, der Liebe zu Marie, der Notwendigkeit, Geld zu verdienen, unbestimmten Ängsten, dem Unvermögen, seine Gedanken zu äußern und zu ordnen, wird Woyzeck zerrieben, und so tötet er am Schluß das Liebste, was er hat, Marie, als der Mond rot aufgeht. Langer, jubelnder Beifall für alle für diese imponierende Leistung und die beeindruckende Inszenierung! ¶



Foto: Karin Amrhein

In Aktion: Gitarrist Michael Müller und Sänger Andreas Neumann. Hinten von links Martin Hanns, Caro Barczyk und Charlotte Emigholz



Beinahe ganz Paris - runde zwei Millionen Menschen - ging am 11. Januar 2015 in der französischen Metropole auf die Straße und demonstrierte gegen Gewalt, Haß, Fanatismus und für Toleranz und Freiheit. Landesweit gingen rund vier Millionen Menschen auf die Straße, um ihre Solidarität zu bekunden.

Denn der islamistische Mordanschlag auf die Redaktion des Satiremagazins Charlie Hebdo, die Flucht der Täter, bei der sie eine Polizistin erschossen und die zwei Tage später erfolgten Geiselnahmen in einem jüdischen Lebensmittelgeschäft - insgesamt gab es 17 Tote - rüttelte Frankreich auf.

Daß die berühmten Zeichnerkünstler und Karikaturisten Cabu, Charb, Honoré, Tignous und Wolinski erschossen wurden, verstand man als Angriff auf die Meinungs- und Pressefreiheit. Der rebellische Geist der Franzosen wurde geweckt.

Der Protestzug war die Reaktion der ansonsten schweigenden Mehrheit. Er war getragen von dem Wunsch der Menge, ihren Widerstand gegen den Angriff auf die Pressefreiheit bzw. Freiheit allgemein zu zeigen, und sie fand sehr schnell die griffige

Formel „Je suis Charlie“ dafür; die je nach Notwendigkeit und Zugehörigkeitsgefühl erweitert wurde in „Je suis flic (ich bin Polizist)“ oder „Je suis juif (ich bin Jude)“.

Die von der bürgerlichen Basis getragene Kundgebung für Toleranz und Meinungsfreiheit war ein großer bewegender Moment mit teilweise humorvollen/satirischen/menschlichen Zügen: Man sah auch Clowns mit roten Knollnasen mitlaufen, die darauf pochten Humor haben zu dürfen

Es bleibt zu hoffen, daß die Franzosen aus ihrem „11. September“, wie der Anschlag der Islamisten in Pariser Zeitungen auch genannt wurde, intelligentere Schlüsse als die USA mit ihrem hysterischen Krieg gegen den Terror ziehen werden. ¶

Text und Fotos von Angelika Summa



Kondolenzschreiben am Redaktionsgebäude Charlie Hebdo in Paris.



Ein Schaufenster in der Rue de Lappe, Nähe Place de la Bastille, Paris.

Des Rätsels Lösung?

Was will uns die Fassade des erweiterten Congress Centrums Würzburg übermitteln?

Von Berthold Kremmler

Es ist ein klassisches Verfahren: Seit der Aufklärung wurden zur Lösung schwieriger Fragen Wettbewerbe ausgelobt, um tief-schürfende Probleme einer Lösung näherzubringen, man denke nur an die Preisschrift Rousseaus „Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und der Künste zur Verfeinerung der Sitten beigetragen?“ (1750) oder Harald Weinrichs epochemachende über die „Linguistik der Lüge“ (1965). (Und ist nicht die Ausschreibung des Ratsbegehrens zur Mozartschule dasselbe Verfahren, von dem man grundstürzende Belehrung erhofft?!). Voraussetzung ist nur, daß man überhaupt ein Problem sieht.

Wir sind in den letzten Jahren vielfältig darüber aufgeklärt worden, welche Rolle Zeichen in unserer Welt spielen und welches riesige Interesse wir haben, hinter Zeichen einen Sinn zu sehen. Das ist im Grunde ein sehr altes Bedürfnis, man denke nur an die Versuche, den Flug der Vögel als Schrift zu lesen, die uns die Zukunft deutet. Gab es früher einen ganzen Berufsstand, der dergleichen professionell machte, vorzugsweise die Priester, halten in der Gegenwart nur noch Dichter wie George oder Britting an einem solchen Ziel fest, viele kennen das noch aus der Schule. Das Interpretationsbedürfnis hat sich inzwischen allerdings umorientiert, und wir verlagern das zum einen in die Kunst, zum andern ganz allgemein in Zeichensysteme.

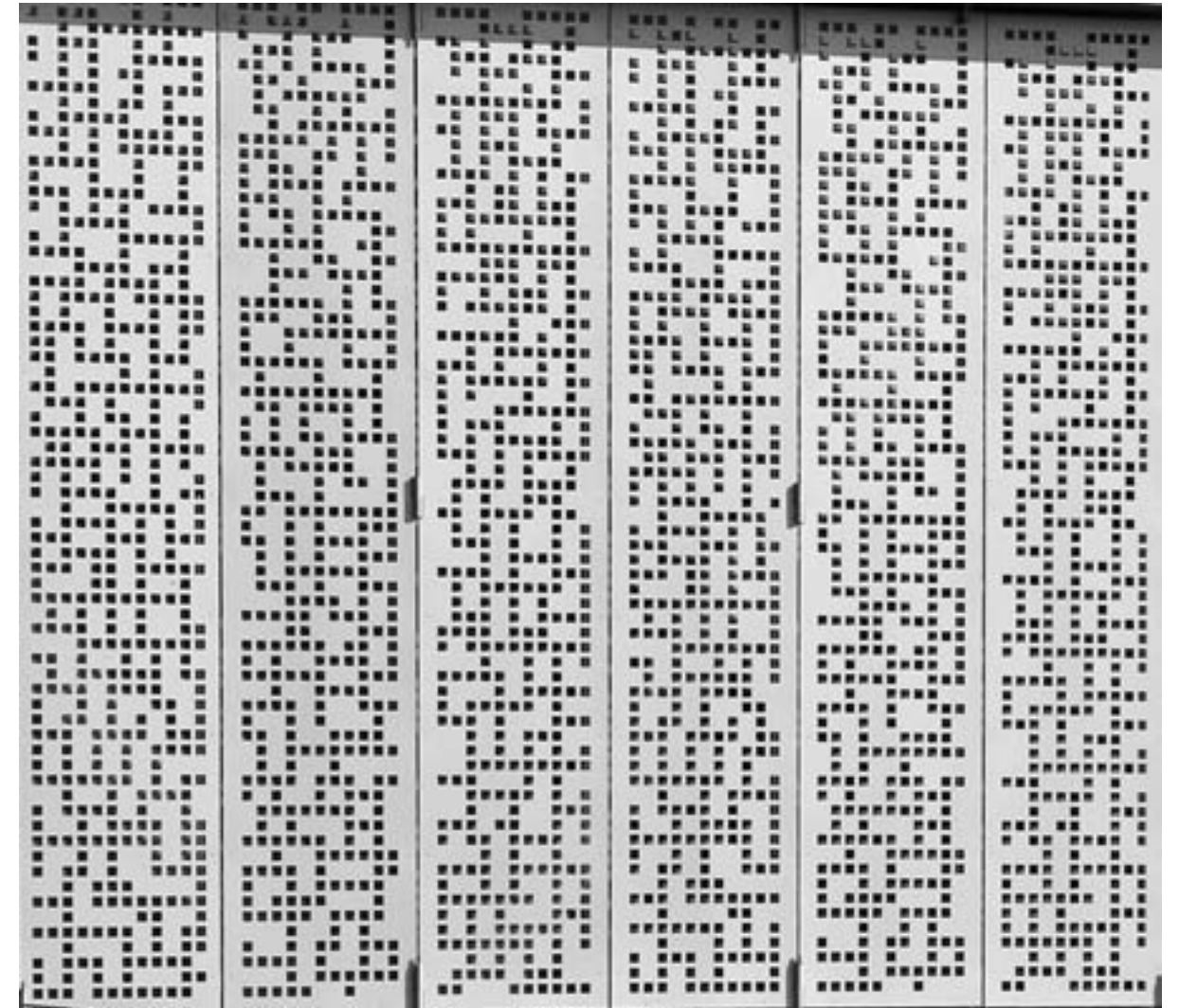
Wer möchte in der Kunst nicht Cy Twomblys Blätter, die so schriftähnlich wirken, nach ihrem geheimen Sinn befragen, und welche Wendung hätte der 2. Weltkrieg nicht genommen, wenn Alan Turing nicht das Geheimnis der deutschen Chiffriermaschine „Enigma“ gelüftet hätte, das gerade in einem mitreißenden Film die Zuschauer fasziniert? Würzburg konnte im letzten Sommer einen Künstler bei der Arbeit beobachten, der sich vergleichbaren Interessen widmet, Ralf Witthaus, und sich kurzfristig im Rasen des Würzburger Ringparks verewigt hat. Nun also zu unserer Fragestellung.

Seit kurzem ist die neue Fassade des „Congress Centrum“ fertiggestellt, und wer, wie ich, täglich mehrfach daran vorbeifährt, den springen die Zeichen dieser Fassade geradezu an. Da ist eine rechteckige

große Fassadenfläche, deren Grobstrukturierung allein darin besteht, daß das große, längsliegende Rechteck, das die Gesamtfassade darstellt, aufgeteilt ist in kleine hochgestellte Rechtecke unterschiedlicher Größe. Man möchte an eine Art Säulenordnung denken, wie man sie aus Renaissance- und Barockfassaden kennt, nur daß sie hier allein in der Fläche sind, nicht im Raum, und durch ihre Gleichförmigkeit wirken, als wollten sie nicht Spannung erzeugen, sondern beruhigen, vulgo einschläfern. Denn die wirkliche Ordnung liegt in der Binnenstruktur, die durch Löcher in dieser Fläche erzeugt wird.

Was stellen diese Löcher und ihre Ordnung dar, oder vielmehr, wie man in der Schule früher sagte: was wollen sie uns sagen? Zunächst denkt man an Schriftzeichen, wie man sie aus anderen Alphabeten kennt, zum Beispiel das Koreanische oder andere fernöstliche Schriften. Die Vielsprachigkeit der Würzburger Bevölkerung und ihrer Universität läßt in diese Richtung denken. Ich bekenne freilich, daß ich niemanden kenne, der mir in dieser Richtung weiterhelfen könnte.

Die zweite Chance bot sich mir, indem ich an ein früheres Telekommunikationssystem dachte, das wir beim Filmwochenende vor 30 Jahren nutzten, das inzwischen in Vergessenheit geraten ist und sich „Telex“ nannte. Das war seinerzeit die einzige zuverlässige Art, im sozialistischen Ausland rasch Auskunft zu erhalten, ob wir einen Film oder Regisseur aus Moskau einladen konnten. Man schrieb seine Texte in eine spezielle Art von Schreibmaschine, die das als Lochkarte auf einem Streifen ausdrückte. Ich habe mich beim Telekom-Museum in Frankfurt erkundigt, habe aber bisher vom ausgelagerten Archiv noch keine Antwort erhalten. Der Ausgang ist ungewiß, da sich kaum noch einer daran erinnert. Eine weitere Idee liegt in einer Schrift, die inzwischen jeder kennt und die noch aus dem 19. Jahrhundert stammt, die Braille-Schrift, die die Blinden nutzen, die freilich nicht mit Löchern, sondern mit tastbaren Hervorhebungen arbeitet. Bei dieser großen Fläche der Fassade ist das Lesen und Tasten freilich schwierig, umso mehr, als die vielen Hohlräume ja nach Bildern als einer Art Ordnungsform durch-



Verschlüsselte Botschaft oder doch nur Deko? Foto: Achim Schollenberger

sucht werden müssen.

Ich stelle mir die Arbeit daran vor, wie das der große Champollion gemacht hat, der die ägyptische Bilderschrift im 19. Jahrhundert zur Bewunderung Heinrich Heines entziffert hat. Als Laie denke ich mir das so, daß man wie bei den arabischen Tafeln in Moscheen vorgeht und nach Wiederholungen sucht. In Moscheen kehrt immer wieder, in Schmuck- oder einfacher Schrift, ein selber Schriftzug, wieder der mit dem Namen Allahs. Auch auf dieser Fassade lassen sich immer wieder ähnliche Lochstrukturen feststellen. In den Moscheen bedeutet das vor allem ein Lobpreis Allahs.

Ist da der Analogieschluß abwegig, daß die Fassade vor allem um einen Inhalt kreist: das Lob des verant-

wortlichen Ex-Oberbürgermeisters Rosenthal, der das CCW in dieser Form ja durchgedrückt hat mit der ganzen ihm zur Verfügung stehenden Wirkkraft. Bescheiden, wie er ist, wird er das nie zugeben. Diese drängende Frage soll ein Wettbewerb aufhellen. Deshalb soll dieser mögliche geheime Hintersinn wissenschaftlich abgeklärt werden – natürlich mit offenem Ausgang.

Bewerbungen an die Redaktion der **nummer**. Die drei besten Lösungen werden unter Ausschluß des Rechtswegs ausgezeichnet mit jeweils einem Buch über Geheimschriften und ihre Bedeutung, z.B. Friedrich Kittlers „Die Unsterblichen“, mit einem Beitrag über Alan Turing. ♪



Der Landschaftsplan des Steinbachtals von Oschmann

Was Bürgersinn bewegen kann

Teil 3

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Nach Untergang des „Dritten Reiches“ lebte der Verein für Verschönerung und Gartenkultur e.V. noch einmal kurz auf. Als erzwungenes Geschöpf dieser Zeit hatte er seine Grundlage verloren, so daß die Auflösung eine logische Folge war. 1946 spaltete er sich, zwei neue Vereine entstanden; der Gartenbauverein und der Verschönerungsverein Würzburg e.V. Dem frisch belebten Verschönerungsverein waren wesentliche Attribute abhandlungsgeworden. Aus dem Namen war der Bezug auf die Umgebung getilgt. Hier deutet sich die Verengung des Blickwinkels an, die später in der Konzentration auf den Stadtkern gipfelte, die die äußeren Quartiere vernachlässigte und die später dazugewonnenen Ortsteile nicht zur Kenntnis nahm. Verloren war der riesige Grundbesitz des Vereins und damit ein großer Teil seiner Handlungsfähigkeit. Schließlich mußte das Ziel, Parks und Erholungsflächen zu schaffen, angesichts der fast totalen Zerstörung der

Altstadt hinter die Notwendigkeit zurücktreten, die Bevölkerung mit Wohnungen zu versorgen. An Bäumen wurde in dieser Zeit weniger die Schönheit, als vielmehr der Brennwert gewürdigt.

Im Juni 1953 beschloß der Verschönerungsverein, sich der Entwicklung der Innenstadt besonders anzunehmen und Projekte mit Zuschüssen zu fördern, die geeignet waren, das Zentrum zu verschönern. Vordringlich mußten die eigenen Bauten des Vereins, Frankenwarte und Waldhaus im Steinbachtal, nach Aufgabe der militärischen Nutzung 1954/56 saniert und wieder mit Leben erfüllt werden. Es gelang Nutzungen zu finden, die nicht mit den benachbarten Gaststätten um Kunden konkurrieren würden. Im Stadtgebiet galt die Sorge neben großen Projekten, wie der Verlegung von Kreuzgang und Lusamgärtchen, der Restaurierung des Alten Kranen und des Hauses der Fischerzunft, der Anbringung des Glockenspiels am Bürgerspital, auch vielen kleinen

Maßnahmen wie Rettung oder Anbringung von Plastiken und Hausmadonnen. Einen Höhepunkt der Aktivität bildete der Kampf um die ungeschmälernte Erhaltung des Ringparks auf dem ehemaligen Glacis gegen die Verkehrspläne der Stadtverwaltung, die 1960 nach langer Nachlässigkeit einen Plan vorlegte, der die Grünanlagen einer vierspurigen Straße um die Innenstadt geopfert hätte, ohne die Verkehrsprobleme ganz zu lösen.

Der Verein konnte die Bevölkerung und wichtige Institutionen mobilisieren und mit Gutachten international anerkannter Fachleute ein Konzept entwickeln, das einen Ausgleich zwischen verkehrlichen und städtebaulichen Bedürfnissen herstellte und, im Zusammenhang betrachtet, eine verträgliche Lösung ermöglichte. Dem erbitterten Kampf ist der Bestand des Ringparks zu danken, aber auch die bis in die Gegenwart reichende Erkenntnis, daß die Beteiligung der Bürger an der Entwicklung ihrer

Stadt mehr als eine Formalie ist. 1989 kehrte der Verschönerungsverein zu den Wurzeln zurück, indem er die Brachfläche der Lehnleite mit 32 ha zwischen der Bahnlinie nach Nürnberg und den Leighton Barracks in einen großen Park verwandelte, rechtzeitig zur Landesgartenschau 1990.

Wie zukunftssträchtig die Tat war, zeigt sich schon heute. Die Grünanlage wird ein Wohngebiet rahmen, das auf dem Gelände des US-Militärgeländes entstehen soll. Seine Mühlen um das Stadtbild krönte der Verein 1996 durch die Sanierung des sogenannten Handwerkerhauses in der Pleich, das 1521 erbaut, als ältestes Haus des Viertels gilt. Nicht zuletzt lehnte der Verschönerungsverein zahlreiche Bauvorhaben ab, die er für überzogen oder unverträglich mit dem Stadtbild hielt, so daß ihm mehr und mehr das Schild umgehängt wurde, ein Verhinderungsverein zu sein. Spontane Bürgerinitiativen zum Erhalt der Mozartschule, zur Freilegung der Pleichach oder

zum Ringpark zeigen, daß der Verschönerungsverein nicht mehr der einzige Spieler auf dem Feld ist. Ansehen und Situation haben sich verändert.

Im allgemeinen gilt 1989, das Jahr der deutschen Vereinigung, als das Ende der Nachkriegszeit. Der Wiederaufbau ist abgeschlossen. Würzburg ist heute eine Stadt der 50er und 60er Jahre mit einigen historischen Spolien, die an die Vergangenheit erinnern. Die Bauten der Zeit sind unter der Patina einfach, zurückhaltend und bescheiden gestaltet. Genau diese Mischung ist das Besondere am Würzburger Stadtbild, das es von anderen Städten unterscheidet und seine Attraktivität ausmacht. Nichts wäre falscher, als es mit einem historisierenden Film zu überziehen, um eine neue Niedlichkeit zu erzeugen. Der Verschönerungsverein möge es im Auge behalten. Heute können wir nach 140 Jahren Verschönerungsverein grob drei Epochen mit eigenem Charakter feststellen, 1874 – 1914, 1914 – 1951 und 1951 – 2014, die je etwa zwei Generationen entsprechen. Immer war zu fragen nach dem Ziel des Verschönerungsvereins und den Bedürfnissen der Bürger in ihrer Zeit.

Jetzt ist wieder eine Position für die neue Epoche zu finden. Soll der Verein weitermachen wie bisher oder sich verändern in eine neue Richtung? Was hat sich bewährt? Was ist überlebt? Der Verschönerungsverein Würzburg hat bei allen Aktionen seit Gründung immer das Wohl der gesamten Bürgerschaft im Blick gehabt. Dies scheidet ihn von anderen Bewegungen, die unter der Tarnkappe des Gemeinwohls Partikularinteressen vertreten. Er war und ist unabhängig. Sein Kapital sind Glaubwürdigkeit und Unabhängigkeit, auch finanzielle. Sie sind unbedingt als Kernbestand zu erhalten und zu stärken.

Die Situation der Stadt und der Bürger ist heute aber eine andere als 1951. Die Geschichte des Vereins lehrt, Initiativen zu entwickeln, zu agieren, verspricht mehr Erfolg als auf andere zu reagieren. Pläne und Gutachten von außen in die Stadt zu bringen, hat sich gelohnt. Es gilt, Veränderung zu fördern und Richtung und Ziele zu bestimmen. Die Stadt ist größer und vielfältiger geworden. Sie besteht aus mehr als nur dem Kern. Aus der Enge wieder zurück den gesamten Umgriff bedenken, würde die Möglichkeiten weiten. Nicht minder wichtig ist der Blick auf die Zukunft. Dort liegt das Heil, nicht in der Vergangenheit. Es wird einen großen Wandel geben.

Das Zeitalter des Internets hat begonnen. Handelsplätze verschwinden in virtuellen, digitalen Wolken. Der Einzelhandel im Laden wird schrumpfen. Verkehrsströme werden sich verlagern. Die Innenstadt

wird ein Ort zum Wohnen werden. Ist sie dafür geeignet? Wie schon oft, erweckt der Stadtrat nicht den Anschein, er habe die kommenden Umwälzungen erkannt.

Hier sind Ideen gefragt. Wie kann die Stadt wohnlicher werden? Hier öffnet sich ein Aktionsraum für den Verschönerungsverein, weg vom Dekoratum, von der Gestaltung zum Funktionalen, zum Städtebau. Jägerzäune auf den Bürgersteigen, Essen und Trinken im Gehege, werden die Stadt nicht in Wert setzen. Auch nicht das Nachäffen von Modetrends wie Urban Gardening für ein paar Freaks. Aber was könnte man nicht aus den vielen kleinen, heute mit Autos zugestellten Plätzen machen?

Die Ziele des Vereins im einzelnen und die Wege, sie zu erreichen, müssen die Mitglieder diskutieren und definieren. Außenstehende können nur Wünsche vortragen. Entspricht die Öffentlichkeitsarbeit noch der Zeit, oder anders gefragt, haben nicht Blog und Shitstorm den Handzettel abgelöst? Es wäre schön, wenn der Verein sich nicht verzetteln würde. Konzentriert auf einige, wenige Hauptpunkte würde seine Kraft besser zur Wirkung kommen. Er könnte unter sein Dach auch andere Bürgerinitiativen nehmen, wenn sie seinen Kriterien genügen.

Als Nahziel steht die Sanierung des eigenen Waldhauses an. Eine Gaststätte würde dem inzwischen dicht bebauten Steinbachtal gut tun. In Erinnerung an die Methoden der Finanzierung durch Kredite in der ersten Epoche des Vereins lassen sich gewiß auch höhere Kosten tragen. Wer das Gewissen für sein Wohlleben durch Spenden erleichtern will, muß sie nicht im Dschungel Afrikas versickern lassen.

In die Infrastruktur und das Gemeinwohl der eigenen Stadt investiert, kann der Würzburger Bürger den Nutzen seines Geldes sehen und täglich die Sinnhaftigkeit der Projekte beurteilen und sich daran erfreuen. Nicht zögern sollte der Verein, die Stadt Würzburg zu mahnen und zu fordern, den Wildwuchs in den Grünanlagen des Steinbachtals und der Sieboldshöhe zu beseitigen, sie mit der Axt zu durchforsten, Sichtachsen freizulegen und den Parkcharakter im Wechsel von Lichtung und Gehölz wieder herzustellen. Hier ist die Stadt in der Pflicht, nicht zuletzt durch die kalte Enteignung der Grundstücke, die weder entschädigt noch zurückgegeben worden sind. ¶

Durch den Wolf gedreht

Eine außergewöhnliche Kunstaktion auf Reisen

Text und Fotos von Achim Schollenberger

Liebe Leser, wir weisen darauf hin, daß der nun folgende Beitrag für Kinder unter acht Jahren nicht geeignet ist.

Das Thema trieft vor Watte, es ist also Vorsicht geboten, schließlich haben wir da so unsere Erfahrungen gemacht. Schon einmal war die Nummer in der Vergangenheit Anlaß für die Befürchtungen besorgter Eltern, ihre Kinder könnten durch bestimmte Abbildungen in unserer Zeitschrift Schaden nehmen. Sie können deshalb, wir weisen hiermit darauf hin, das Foto auf den nachfolgenden Seiten überblättern.

Es ist ein „traditionsreiches“ Unternehmen, welches hier vorgestellt werden soll, denn bereits seit 1886 geht angeblich die weltweit einzige Kuscheltier-Schlachterei ihrem grausigen Handwerk nach. Ja, Sie haben richtig gelesen, Bärlü, Schnurrü, Mäusi und Co., die Gefährten unserer Kindheitstage, verarbeitet der Betreiber der dubiosen Firma „mensch & kind“ zu handlichen „Wurstwaren“ und eingeschweißten Vorratspackungen. Aua, das tut weh, wenn man die kopflosen Teddybären, Stoffhühner, an den Haken baumeln sieht. Sogar vor Plüschhunden und gestreiften Tigern haben die Verwertungsarbeiter keinerlei Skrupel. Was geht einem da nicht alles durch den Kopf?

Schon hat der Künstler Miroslav Menschenkind den Betrachter selbst am Haken. Den Spruch, das könne man doch nicht machen, hört er öfter dieser Tage in der Fußgängerzone in München. Viele Eltern überlegen sofort, so erzählt Menschenkind aus seinem Verkaufswagen heraus, wie ihre Kinder die seltsamen Auslagen verkraften könnten. Schürt das nicht Traumata und Angstvorstellungen? Und er wundert sich darüber, schließlich greifen jeden Tag die Erwachsenen ohne großes Nachdenken im Supermarkt in die Kühltheke. Oftmals stehen die Kinder daneben. Und gibt es Leckereres für die Kleinen als die beliebten Hamburger? Richtig, das waren ja alles keine Tiere, das ist ja nur Fleisch. Aber wehe, einer massakriert Kuscheltiere!

Mit seiner aus dem Rahmen fallenden Idee in Form einer Kunstinstallation - das erste Mal Anfang 2014 in einer Hamburger Galerie aufgebaut - ruft Menschenkind Emotionen hervor und provoziert ganz absicht-

lich Reaktionen darauf. Warum scheint uns das so schlimm, wenn wattierte Tiere, die ja einfach nur Spielzeug waren, durch den Fleischwolf gedreht und zu Stofftier-Gulasch oder -Bratenmix werden? Fast könnte man meinen, sie waren einmal oder würden lebendig. Warum ist diese Vorstellung so grausig, der Gedanke darüber, so Miroslav Menschenkind, daß täglich Massenschlachtungen stattfinden, aber bei den meisten „Kunden“ keinerlei Rolle spielt? Mit seiner Kunstaktion - er zieht nach München weiter und sucht neue Plätze - will Menschenkind die Politik und die Verbraucher für ihre Verantwortung ihren Mitgeschöpfen gegenüber sensibilisieren, schließlich konsumiert ein durchschnittlicher Bundesbürger im Laufe seines Lebens 1094 Tiere, darunter 46 Schweine und 945 Hühner. (Quelle: Fleischatlas 2013). Genau darüber solle man sich schließlich Gedanken machen.

Und zu unser aller Beunruhigung beteuert er, würden in seiner Schlachtereie nur abgeliebte, emotionsfreie und aussortierte Kuscheltiere verarbeitet. Granatiert! Im übrigen ist der Künstler seit über 19 Jahren Vegetarier. ¶

Informationen unter kuscheltier-schlachtereie.de





ck kind

Der Künstler Miroslav Menschenkind bei der plüschigen Arbeit.

Im Netz verliert jeder Gedanke seine Bedeutung

Der amerikanische Autor Dave Eggers warnt mit seinem Roman „Der Circle“ vor einer völlig sinnentleerten Welt, die alle vernichtet, die sich ihr entziehen wollen. Nur, so leichtgängig das dystopische Werk auch scheint, leicht zu verstehen ist es nicht.

Von Wolf-Dietrich Weissbach

Um gute Literatur soll es sich ja bei Dave Eggers Dystopie „Der Circle“ nicht handeln; darin sind sich 2013 die Rezensenten und Kritiker von „New York Times“ und NZZ (Neue Züricher Zeitung) einig. ...und weitgehend selbst die Literaturwörter der bundesdeutschen Leitmedien, die in mehrseitigem Für-und-Wider den über 550 Seiten geschmeidig konsumierbaren „Page-Turner“ im Sommerloch des vergangenen Jahres bargen - vom „Spiegel“ über die FAS (Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung) bis zur „Zeit“. Ijoma Alexander Mangold, der Literaturchef des Holtzbrinck-Flaggschiffes, sah im „Circle“ „bilderbuchmäßig die klassischen Kriterien für schlechte Romane“ erfüllt: „eine banale Sprache ohne ästhetischen Mehrwert, Vorhersehbarkeit der Handlung, klischeehafte Schwarz-Weiß-Kontraste von Gut und Böse, Dialoge, die didaktisch so aufgebaut sind wie ein Besinnungsaufsatz, und Figuren als Meinungsträger, reine Pappkameraden, die alles, was der Leser sich denken soll, für die Doofen noch mal extra sagen“. Mangold sprach dem fabulierenden Klodynamiker überhaupt die Befähigung zu Lesbarem ab: „Eggers kann keine Figuren mit innerem Reichtum schaffen, der Holzschnitt ist das Maximum, das ihm an psychologischer Einfühlung zur Hand ist.“

Der NZZ genügte die geschnitzte Poeterey („Manchmal fallen auch unreife Gedanken vom Baum.“ Wittgenstein) immerhin noch, um von einer Satire zu sprechen. Die FAS-Autorin Katharina Laszlo hingegen entdeckte in der Gentrifizierung unserer(?) Ängste vor einer alles – sanft und empathisch – beherrschenden, alles wissenden, alles sehenden Klumpenbildung aus Google, Facebook, Twitter, Amazon, Apple bis zur NSA sogar gerade die literarische Finesse des Autors: „Wenn Eggers seine Figuren entmenschlicht, indem er sie entkörperlicht, greift er in seinem Roman genau jene Entkörper-



Dave Eggers Foto © Michelle Quint

lung auf, die des „Circles“ reale Vorbilder Google und Facebook längst begonnen haben.“ Der Verzicht auf herkömmliche Charakterisierung, das fehlende Menschliche, geschehe bei Eggers zugunsten seiner „thematischen Wucht“.

Eine Spielart der Crash-Literatur

So mag man seinen ausgeprägten Sinn fürs Angesagte preisen, und sollte sich doch beiläufig fragen, warum der 1970 geborene Zeitgeist-Autor sich nicht gleich eine unkaputtbare Theorie gestrickt hat?

Weil es das sowieso nur im Roman gibt? ... wo am Ende die Heldin (Mae) am Krankenbett der Freundin (Annie) wacht, wie diese eingangs an dem der Heldin? In der Ideosphäre um Silicon-Valley und Venice Beach (Googles Freizeitzentrum), die zwischen den Heilsversprechen der Internetpriester und den „Feldteufeln“ (Sascha Lobo) der Internetkritiker oszilliert, geschieht das Prolongieren von „Schöne neue Welt“ (1932) und „1984“ (1949) eben mit mehr Aplomb. Zumal er ja so gewichtige Werke wie „Smarte neue Welt“ (München 2013) des Netztheoretikers Evgeny Morozov oder „Das digitale Debakel“ (München 2015) Andrew Keens als diskursiven Flankenschutz für seinen „Circle“ ansehen könnte.

Plagiate, die Eggers bisweilen vorgeworfen werden, bedarf er allerdings keiner. Unmengen sehr gescheiter Horrorszenerien überschwemmen derzeit Digitalien sowieso mit bitteren Zähnen wie feuchtes Wetter Italien im vergangenen Jahr. Oft sind es dann doch nur geringfügig sich unterscheidende Varianten von Crash-Literatur, also: Allgemeingut. Schließlich macht es kaum einen Unterschied, ob die Welt einfach untergeht oder von uns in blindgläubiger „Digiphrenie“ (für den Netzkritiker Douglas Rushkoff ist das die zur Digitalisierung passende Geisteskrankheit) mit Smartphone und Tablet verdaddelt wird. Während der Lektüre des Circle von Dave Eggers könnte man freilich leicht auf die Idee kommen, die möglicherweise bevorstehende Apokalypse und die furchterregende, digitale Weltenrettung wären wechselseitig voneinander abhängig. Von einer expliziten Darstellung dieser Abhängigkeit kann allerdings nicht die Rede sein.

Deutlich bzw. drastisch ist in diesem Werk allenfalls, daß die Heldin ihren ehemaligen Lebensgefährten Mercer mittels moderner Überwachungs- und Verfolgungstechnologie (das Programm „Soul Search“ bedient sich natürlich einer Armada privater Drohnen) versehentlich zu Tode hetzt, gelegentlich etwas derber Sex in einer Toilettenkabine, und schließlich das exzentrische Hobby eines der „drei Weisen“, den Chefs des Circles. Von einem Tauchgang (wirkliche IT-Größen sind schon mal Ballonfahrer) in den Mariannengraben hat Tom Stenton einen nahezu durchsichtigen (transparenten) Tiefseehai mitgebracht, der im firmeneigenen Aquarium im Lifestream alles verschlingt und pulverisiert, was ihm an Lebenden vorgesetzt wird.

Gleichwohl wird man etwas irritiert fragen können, was – von solchem symbolischen Zirkus abgesehen – an dem Roman „Der Circle“ so schreckt, daß sich Vergleiche zu den schwarzen Utopien von Al-

dous Huxley und George Orwell aufdrängen? Dave Eggers erzählt schließlich nur die ziemlich banale Geschichte vom rasanten „Aufstieg“ einer Stanford-Absolventin, der 24jährigen Maebellin Renner Holland, kurz: Mae, im „beliebtesten Unternehmen der Welt“. Der Circle, Suchmaschine, Social Media und Hardware-Produzent in einem, bietet mit „TruYou“ dem User eine Internetidentität für alle Netzaktivitäten (Unified Operating System). Damit entdeckt sich alle Anonymität im Netz; die zahllosen Paßwörter werden unnötig; nebenbei wird das Web von Trollen, Schmutz und Kriminalität bereinigt. Im Roman ist es so gelungen, alle Konkurrenten zu schlucken; jetzt schickt sich das Unternehmen an, relativ unspektakulär, auch das Mächtigste zu werden.

Der im fiktiven San Vincenzo ansässige Konzern ist dennoch – auch auf den zweiten Blick – so gar nicht furchterregend, sondern lediglich pragmatisch an der Lösung von drängenden Problemen moderner, demokratischer Gesellschaften interessiert. Augenscheinlich ist er – sofern betriebswirtschaftlich rentabel – sogar dem Gemeinwohl verpflichtet, als sich um das Programm „SeeChange“ segensreiche Überwachungsapplikationen entwickeln und vermarkten lassen. Kernstück ist hier eine „lollygroße“ Kamera, die überall (heimlich) angebracht werden kann, voll vernetzt ist und jederzeit Filmaufnahmen in bester Qualität liefert – hergestellt wird das Gadget übrigens in China und soll im Puppenladen 49 Dollar kosten.

Alles kostenlos für die Mitarbeiter

Schon oberflächlich betrachtet präsentiert sich der Circle hyper-sozial in modernen Glasarchitekturen, jeweils historischen Epochen gewidmet, auf einem gut gesicherten Firmenareal. Très chic nennt sich das inzwischen Campus. Mit Sport- und Spielanlagen, Parks, Kunst am Bau (z.B. von Calder oder Donald Judd), Bühnen für Live-Gigs, Restaurants mit wechselnden Sternköchen, lichtüberfluteten Cafés, Wohneinheiten mit allem erträumten Komfort und befüllt mit den Betavernen der neuesten Mode; zwischen den Bürokomplexen verschwimmen hier die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit – zudem ist für die rund 12 000 Mitarbeiter alles kostenlos. („Wenn Du etwas umsonst bekommst, bist du selbst der Preis.“ US-Bonmot)

Es gibt bei Eggers jedenfalls keinen von „Alphas“ regierten Weltstaat, der seine Mitglieder in Brut- und Aufzuchtstationen ganz nach gesellschaftlichem Bedarf produziert, mittels Lärm und Elek-

troschocks konditioniert, durch „Schlaflernen“ und Endlos-Propaganda indoktriniert und schließlich mit Gruppensex und Drogen (Soma) bei Laune hält. Eher schon ähnelt die Welt, die Eggers skizziert, entfernt einem vom „Großen Bruder“ geführten Überwachungsstaat, dessen innere Stabilität jedoch nicht durch Zwang, Mangel und Gedankenpolizei, sondern höchstens durch den „Terror“ des guten Lebens und der sozialen Medien erhalten wird.

Eggers „gegenwartsgesättigter Reportageroman“ scheint überhaupt zum größten Teil aus Anspielungen zu bestehen. Anspielungen auf die beiden schon erwähnten Furchtutopien, aber auch auf zahlreiche reale Personen und Geschehnisse; Julian Assange hat seine Zeile ebenso wie die Kelly-Family oder der arabische Frühling. Konkrete gesellschaftliche Verhältnisse einer globalisierten Welt werden vage angedeutet: Es gibt Obdachlose; Maes Eltern haben keine Krankenversicherung; Künstler und Musiker gehören selbstverständlich zum Prekariat; es gibt den einen oder anderen Anlaß für #hashtag-Aktivitäten, dem sogenannten „Slackivismus“ (vom engl. Wort slacker = Faulpelz), und das in Amerika so beliebte „Oversharing“, das mediale Ausbreiten von peinlicher Privatsphäre, wird als Quotenbringer vorgeführt.

Die Neuerfindung der Demokratie

Weiteres erfährt der geneigte Leser indirekt durch die Projekte, an denen beim Circle gearbeitet wird: „Neighbor Watch“ siebt mittels Gesichtserkennung fremde Personen aus kameraüberwachten Wohngebieten; Überwachungskameras in Wohnräumen schlagen bei heftigen Bewegungen (häuslicher Gewalt) Alarm; in die Knochen von Kleinkindern implantierte Chips erlauben über GPS ihre Ortung („Child Track“) und verhindern so Kindesentführungen, zugleich können auf den Chips alle möglichen Gesundheitsdaten abgespeichert werden. (Laut der britischen Computerwissenschaftlerin Dame Wendy Hall ist es nur eine Frage der Zeit, bis dies tatsächlich eingeführt wird.)

Dank Racial Profiling von Polizisten wird beseitigt, indem dank Face Recognition und Datenabgleich in Strafregistern Problempersonen auf Bildern von Menschenmengen, z.B. auf den Displays von Wearables (Apple-Watch), farbig markiert werden („SeeYou“) – unbescholtene Bürger werden so nicht mehr wie potentielle Straftäter behandelt, nur weil sie schwarz sind. Dank der Digitalisierung jedweder Archive und der Speicherung privater Daten und Fotos in der Cloud kann die Ahnenforschung optimiert („Past

Perfect“) werden; unliebsame Überraschungen bei Einladungen und Dates können durch gezielte Internetrecherche („LuvLuv“) nach Schulabschluß, Familienstand, Vorlieben oder selbst Allergien vermieden werden („Tinder“ hat sich erst in jüngster Zeit durchgesetzt). Kurzum: das Chaos, die tausend Probleme außerhalb vom Campus können „mit schlichten Algorithmen und dem Einsatz von verfügbarer Technologie und bereitwilligen Mitgliedern der digitalen Community behoben werden“, davon ist Mae überzeugt.

Und Dave Eggers ist entsprechend gründlich: Er gamifiziert Asylantenunterkünfte und den sozialen Wohnungsbau, und läßt seine „drei Weisen“ und ihre „Vierzigerbande“ über eine auf die Spitze getriebene Transparenz die Demokratie neu erfinden. Auf Betreiben des Circle lassen sich Politiker eine Kamera um den Hals hängen und streamen fortan all ihr Tun und Lassen, werden selbst transparent und somit auch alle ihre politischen Entscheidungen. (Daß Widerstand gegen den Circle nur von Politikern kommt, die etwas zu verbergen haben, versteht sich von selbst.)

Endlich strebt der Circle auch die Abwicklung von Wahlen über die Netzidentität an, dem TruYou-Profil, wodurch Demokratie (100 Prozent) optimiert werden könnte. Demokratie würde endlich zur Pflicht („DemoVis“). Staat und Konzern würden offiziell verschmelzen - was der amerikanische Philosoph Robert Nozick schon 1971 propagiert hatte. Wer an demokratischen Willensbildungsprozessen nicht teilnahme, nicht wähle, könnte bis zur Abgabe seiner, für die Demokratie wichtigen Stimme, von jeglicher Netzaktivität, damit vom sozialen Leben bis hin zum Zugriff auf sein Konto („Circle Money“) abgeklemmt werden. Der Circle, das wird nun häufiger betont, steht kurz vor seiner Vollendung. Was damit gemeint sein könnte, erfährt der Leser allerdings nicht, jedenfalls nicht dezidiert. Klar sein dürfte ihm jedoch längst, daß es hier nicht um die Vision einer fernen Zukunft, sondern um vielfältige Segnungen der digitalen Welt geht, die schon bald, sehr bald unser Leben bestimmen könnten.

Behavioristische Belohnungstools

Vorgestellt werden sie in Eggers Roman von seiner inzwischen bestens kalibrierten Heldin Mae (Annie: „Wir hämmern dich mit zehntausenden winzigen Nägeln fest. Du wirst begeistert sein.“), die es bis dahin nur zu einem Job im Gaswerk ihrer Heimatstadt im amerikanischen Hinterland gebracht hatte, nun aber korrumpiert vom guten

Leben und mit unerschütterlichem Fortschrittsglauben in der Abteilung: „Customer Experience“, ebenso als Moderatorin bei den „Dream Fridays“, an denen neue Projekte des Circle vorgestellt werden, und endlich als transparentes „Gesicht des Circle“ ihre Fähigkeiten zur Geltung bringen kann. Vom Start weg erreicht sie Spitzenwerte in Sachen Kundenzufriedenheit – sie muß eine Flut von Kundenanfragen möglichst schnell mit persönlich klingenden, lediglich umformulierten, Standardantworten abarbeiten. Sie erreicht ebenso Spitzenwerte bei allen anderen behavioristischen Belohnungstools, von Conversion Rates (Gemessener Erfolg von Produktempfehlungen) bis Retail Raws (Provision), den Followern im sozialen Medium oder den Viewern als „transparente Mae“.

Zunächst hatte sie sich allerdings als „sub-sozial“ erwiesen, was ihre Nutzung sozialer Medien betraf. Daß sie ihre neue Gemeinschaft (community first) nicht an ihren privaten Kajak-Abenteuern teilhaben ließ, nicht an Veranstaltungen auf dem Campus teilnimmt, keine Kommentare, Smiles, socialfeeds, „Zings“ absetzt, beschert ihr ein katastrophales Partizipations-Ranking.

Bailey höchstpersönlich, der Philosoph unter den drei Weisen (schließlich kümmern sich in modernen IT-Unternehmen die Chefs um jeden einzelnen Mitarbeiter / siehe SZ vom 1.10.2014: Interview mit Cisco-Chef John Chambers), sorgt in beinahe sokratischen Dialogen für die Circle-kompatible Sozialisation und bemerkt, daß Mae stets ganz von selbst auf die kandierten Gedanken kommt, die er von ihr hören will. Mae formuliert die Losungen, die Slogans des Unternehmens: „Geheimnisse sind Lügen“, „Teilen ist Heilen“, „Alles Private ist Diebstahl“. (Daß solche und manchmal dreistere Sprüche von Proudhon bis Huxley vorkommen, sei nur erinnert.)

Stellt man erneut die Frage, was an Eggers Roman eigentlich so schreckt, merkt man vielleicht im letzten Drittel, daß es weniger der Roman denn die Bedienungsanleitung ist. Je mehr Mae lernt, in die Welt des Circles einzutauchen (immergiert), desto unfähiger wird sie zu notwendiger, kritischer Distanz. Was dem Leser u.U., da er operational ja gerade nicht verstrickt ist, sondern liest, gelingen kann (nicht notwendig: muß), nämlich die einzelnen Tools, Apps, Programme in ihren Auswirkungen quer zur Propaganda weiterzudenken, oder gar die Einwände Mercers oder Maes geheimnisvollem, gelegentlichen Sexualpartners Kalden auch nur annähernd zu verstehen, gelingt Mae, die überhaupt nicht mehr in Inhalten denkt, sondern nur noch

vorgegebenen, formalen Trugbildern und Abläufen bestimmter Programme genügen will, eben nicht mehr.

Die üblichen Klischees

Was hier gemeint ist, hat Nicholas Carr (München 2010) schon mit dem Titel seines Buches „Wer bin ich, wenn ich online bin ... und was macht mein Gehirn solange?“ trefflich ausgedrückt. Mit anderen Worten: Der Leser muß, will er nicht selbst „vom Kunden zum Produkt“ (Jaron Lanier) solcher Konzerne werden, die wunderbaren Applikationen selbst bis zu „seinem“ Ende denken. Und soweit er dies tut, reicht auch der Schrecken, den das Buch bei ihm auslöst. Eamon Bailey jedenfalls argumentiert in den Gesprächen mit Mae wie ein Sektenprediger überaus menschenfreundlich und geschickt!

Ob die Anwendung, das Benutzen digitaler Medien tatsächlich dumm macht, also wie ein permanenter Aufmerksamkeitszerstörer wirkt, wie Nicholas Carr vielleicht allzu mechanistisch nahelegt, ist vermutlich gar nicht so entscheidend. So wenig Intelligenz – was Jaron Lanier betont – ein Algorithmus ist, so wenig ist Dummheit eine besondere Begabung. Womit man einerseits ausschließt, daß es sich bei der Vollendung des Circle womöglich um die „Singularität“ eines Vernor Vinge handeln könnte, also eines Punktes in der Entwicklung künstlicher Intelligenz, jenseits dessen das Leben auf der Erde ein völlig anderes, in keiner Weise mehr vorhersagbares wäre, Computer, Roboter, Cyborgs die Macht übernehmen.

Andererseits verböte sich jedoch auch, Mae, Annie und andere „uneinsichtige“ Circle-Mitarbeiter als bedauernswerte Dummköpfe abzutun. Die Dummheit, die der Leser dem in gewissen Sinne livrierten Personal des Romans zuschreibt, ist vermutlich wirklich nichts als das Fehlen praktisch jeglichen Inhalts in den das Netz überhaupt „seienden“ Feeds, Zings, Tweets, Smiles, Frowns, und wie die ephemeren Kleinteile alle heißen. Mae bearbeitet in wenigen Stunden mitunter Hunderte Anfragen, Mails, ein Unterschied zwischen Arbeit und Freizeit ist nicht mehr auszumachen, und es geht schlicht um nichts, um Nichtiges, das sofort wieder vergessen wird, für das man sich prinzipiell verantwortlich fühlt und auf keinem Fall verantwortlich gemacht werden kann.

Natürlich sind es die üblichen Klischees von den Kids, die ständig mit ihrem Smartphone beschäftigt sind (was laut Carr allein schon dumm mache, weil Aufmerksamkeit gebunden würde), die Dave

Eggers hier fast schon schadenfroh ausbreitet. Etwa wenn er die zunehmende Entfremdung zwischen Mae und ihren Eltern (und Mercer) in Maes zwar ungewollte, aber schließlich als unvermeidlich im Netz zu verbreitende Filmaufnahme des elterlichen Geschlechtsverkehrs sprachlich skulpturiert. „Es war lächerlich und es war traurig und es war sinnlos, sich der unbestreitbaren Gegenwart, der unvermeidlichen Zukunft zu verweigern.“ Was in Bezug auf ihre Eltern wie auf den Tod Mercers gelten soll. Und übertragen die Überzeugung vieler um jeden Preis moderner Politiker sein dürfte – als wäre alles, was technisch möglich und effektiv ist, volkswirtschaftlich notwendig oder auch nur moralisch vertretbar.

In den sozialen Medien muß es immer um Selbstwertung gehen

Andererseits gibt es zahlreiche Passagen in dem Roman, die nahelegen, daß Eggers nicht bestreiten wollte, im Netz, sogar in den sozialen Medien könnte auch rudimentär Intelligentes stattfinden. Daß Facebook, Twitter, Youtube, Instagram usw. mit ihren Vorgaben und Regeln nicht auf Bildung angelegt sind, darf dennoch in seinem Sinne behauptet werden. Und es gilt gewiß: „Soziale Medien kann man nie völlig frei und für alles nutzen. Ihre Welt hat einen Administrator. Und es muß in ihnen immer um Selbstwertung, Ego-Profil und Abgrenzung gehen. Man kann diese Technologie nicht nutzen, ohne sich diesen Zwängen zu unterwerfen.“ (Jonathan Crary: 24/7 Schlaflos im Spätkapitalismus. Berlin 2014) Darüber hinaus scheint Eggers grundsätzlich auch nicht an die Möglichkeit der totalen digitalen Überwachung einer komplexen bzw. vor allem perplexen, prinzipiell von Nichtwissen bestimmten Gesellschaft zu glauben – auch dafür gäbe es im Buch Belege.

Vermutlich kann man wirklich darüber streiten, ob beispielsweise mit ausgefuchsten Algorithmen, denen aus wenigen, anonymisierten Datensätzen (Kreditkartenbezahlungen) eine Re-Identifizierung gelingt, oder noch so umfanglicher Auswertung überhaupt jeglichen Datenverkehrs eine völlig neue Form eines Unrechtsstaates erwachsen könnte oder ob die Datensammelei nicht doch vor allem taugt, den Absatz von Zahnpasta zu steigern. Also lediglich die ganz normale, längst bekannte, kapitalistische Konzentration wirtschaftlicher Macht über Gebühr fördert, die staatlich reguliert und beschränkt werden muß.

Eggers scheint schlicht überzeugt, daß sich die to-

tale Überwachung mit der Zunahme der User selbst ad absurdum führt. Jedenfalls ist mit der Vollendung des Circle allem Anschein nach kaum die Verwirklichung einer unmittelbaren, totalen Überwachung gemeint. Die Vollendung, die symbolisch mit der Fütterung des blinden, transparenten und völlig geistlosen Tiefseehais, der für Mae ebenso wie die „Weisen“ gleichermaßen steht, dargestellt wird, meint eher einen unendlichen, pulsierenden Prozeß, in dem jeder einzelne – natürlich in größtmöglicher Anzahl – User freiwillig zunehmend mehr Zeit mit tatsächlich sinnentleerten digitalen Abläufen beschäftigt ist. Und dies zugleich im höchsten Maße – weil von Millionen angeklickt, für wichtig genommen, beobachtet – als Erfüllung des eigenen Lebens betrachtet.

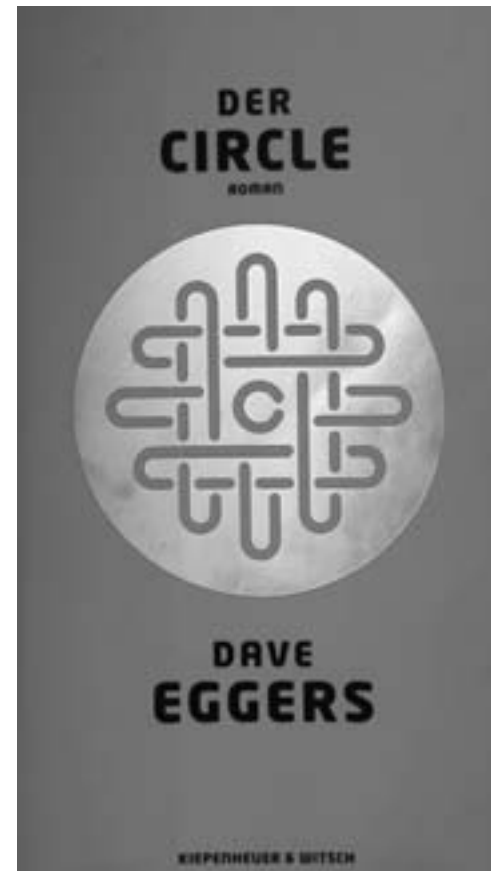
„Pulsierend“, weil damit stets Aussetzer, Unterbrechungen, beispielsweise um Larry Page oder Eric Schmidt die Tür aufzuhalten, aber auch Aussteiger wegen Krankheit (Annie), Tod (Mercer) oder Erleuchtung (Kalden) erfaßt sind, die dem Ganzen jedoch nicht schaden; „unendlich“, weil „Dark Google“ auch in ferner Zukunft noch Geschäfte machen möchte.

Bleibt die Frage, warum machen die smarten „Maes“ das freiwillig, ja offensichtlich geradezu enthusiastisch mit? Natürlich: Der Roman insgesamt „ist“ die Antwort, die entweder intuitiv oder überhaupt nur auf einer Metaebene verstanden wird. Dave Eggers gibt kryptische, paradoxe und – wenn er metaphorisch nicht mehr weiter weiß – einige diskursive Hinweise. Im Gespräch mit Kalden, ihrem „heimlichen, sexuellen Abenteuer“, den zur Vernunft gekommenen Tyson Matthew Gospodinov, dem genialen Kopf der drei Weisen, bekennt Mae schließlich, was sie antreibt: „Ich finde, alles und jeder sollte gesehen werden. Und um gesehen zu werden, müssen wir beobachtet werden. Beides geht Hand in Hand.“ Und auf Kaldens Einwand, wer denn ständig beobachtet werden wolle, antwortet sie: „Ich. Ich will gesehen werden. Ich will den Beweis, daß ich existiert habe.“

Das Netz als Instrument der Selbstwertung

Ralf Bönt hatte in der FAS speziell die hier ausgedrückte Grundannahme Eggers kritisiert, daß 99 Prozent der Menschheit ihre Privatsphäre gerne preisgäben. Was nur belegt, daß mit schlechter Literatur die Botschaft keineswegs leichter verständlich wird. Solche Absicht hätte man Dave Eggers zugutehalten wollen, der sich mit den letzten Abschnitten seines Werkes tatsächlich auf dem Niveau

von Groschenromanen bewegt. Auch der nun als naiver Schwärmer entlarvte Kalden, der glaubt, mit einem Manifest die Welt retten zu können, versteht Mae natürlich nicht. Dazu wäre in der Tat Theorie nötig, die der Roman nicht bieten kann, würde er sich doch damit als Roman selbst zerstören. Eggers theoretische „Grundannahmen“ sind aus den literarischen Bildern zu erschließen und an ihrer erzählerischen Konsequenz zu belegen. Das ist banal, muß aber betont werden, weil die Stichhaltigkeit der Interpretation hier einfach nicht bis in letzte Verästelungen aufgezeigt werden kann (Das Kürzel „tl;dr“ schwebt ohnehin über dem Text.), sondern die wohl wollende Bereitschaft vorausgesetzt werden muß, ihr zu folgen.



„Der Circle“ ist am Reißbrett entstanden, konstruiert. Eggers geleitet seine wenigen exponierten Romanfiguren (vor allem Mae und Annie) als mehr oder minder normale Repräsentanten einer modernen, arbeitsteiligen Gesellschaft, wie sie beispielsweise von der Stadtsoziologie eines Georg Simmel

erklärt worden sind, in eine zunehmend virtuelle Welt. Georg Simmel hatte aus einer auf Geldwirtschaft und Arbeitsteilung begründeten Gesellschaft die notwendige Konzentrierung des Individuums auf das Wollen, Fühlen und Denken der Mitmenschen abgeleitet. (siehe Gerhard Gamm in Lettre 76 /2007) Der Einzelne muß in der „aufgeschobenen Aussicht auf materiellen Gewinn (...) im großen Stil von sich selbst abstrahieren können“, was zu einer „weitläufigen Versachlichung“ der Lebensverhältnisse führt. „In dieser Welt unpersönlicher Sachlichkeit, in der, wie Simmel in der Philosophie des Geldes darlegt, Objektivität und charakterologische Unbestimmtheit dominieren, läuft – nur auf den ersten Blick paradox – ein bis in exzentrische Höhen und Positionen gesteigertes Streben nach Individualität und Authentizität, nach Selbstbewußtsein und Selbstinszenierung parallel.“ (Gerhard Gamm, Lettre 76)

In anderen Worten: Will sich das Individuum in dieser Versachlichung nicht verlieren, muß es sich immer intensiver bemühen, sich von allen anderen klar und deutlich zu unterscheiden, die eigene Subjektivität weiter zu vertiefen. Das scheint selbst für die Elite ständig schwieriger geworden zu sein, bis Internet und vor allem die sozialen Medien als virtuelle Verdoppelung, wenn nicht Vervielfachung der Welt, dem Bedürfnis (Interesse) an gesteigerter Individuation sowohl der (geistigen wie gesellschaftlichen) Elite entgegenkommen, als auch der Masse in immer neuen Features, Apps oder was immer ein vorher und anders unerreichbares, nicht-erlebbares Gefühl von Wichtigkeit vermittelt wird.

Internet (die eigene Website), soziale Medien (Facebook, Selfies, Instagram) sind zum beinahe alleinigen, auf jeden Fall: unverzichtbaren Instrument der Selbstwertung, der Selbstdefinition geworden. Genau das führt Dave Eggers mustergültig und vor allem auch (in einer eigentlich absolut langweiligen Story) formal stimmig vor. Und er zeigt unter welchen Voraussetzungen, zu welchem Preis solche Selbstbestimmung überhaupt nur gelingen kann.

In dem Maße, in dem Mae immer schneller (diachron wie „synchron“) ihre Arbeit wie ihr soziales Leben in einen ununterbrochenem Strom von Mails, Zings, Posts, Smiles usw. in grundsätzlich immer kleinere (schnellere) Einheiten unterteilt, um noch mehr Beachtung zu finden, in den Rankings aufzusteigen, um wichtiger, überhaupt jemand zu werden, beraubt sie all dem notwendigerweise und freiwillig jegliche Bedeutung bzw. formalisiert diese. Je mehr Follower, Viewer sie hat, desto wichtiger und

nichtiger zugleich ist sie. Sie schafft so gewissermaßen selbst die „Metadaten“, die von Überwachungsapparaten abgegriffen werden und damit wiederum ihre (Maes) „Wichtigkeit“ bestätigen. Zu befürchten hat sie von einer Überwachung nichts, da sie ja nichts Abweichendes, nichts Strafbares, nichts „Bedeutsames“ tut. Dies wird am Ende des Romans im Gespräch mit Kalden deutlich, den sie dann auch konsequent als Saboteur verrät.

Sobald in diese virtuelle Welt tatsächlich etwas von Bedeutung eindringt, das führt Eggers vor allem am Schicksal von Maes Freundin Annie vor, wirkt es für den einzelnen vernichtend. Das Bedeutende wie der, der danach greift, muß in einer Welt, die sich selbst (bzw. den Formalismus) absolut setzt, vernichtet werden. Aufgrund der Enthüllungen über ihre Familie („Past Perfekt“) will Annie, die sich wie Mae in den sozialen Medien selbst geschaffen hat, aussteigen. Ihr Zusammenbruch, ihr Fall ins Koma, mag etwas theatralisch sein, versinnbildlicht aber, daß nichts da ist, das als Lebensalternative zur Verfügung stünde bzw. wie bei Mercer und Kalden, akzeptiert werden könnte.

Offensichtlich ist es genau das, also die freiwillige bzw. alternativlose Preisgabe aller Bedeutung des eigenen Lebens in einer (an eine) virtuelle(n) Welt, was Dave Eggers als die „Vollendung“ des Circle versteht und vor allem als bedrohlicher empfindet als die bloße, totale Überwachung. Die funktioniert ohnehin nur über Metadaten und müßte letztlich mit dem Bedeutungsverlust zusammenfallen. Daß er dies an einer „studierten“, 24jährigen, hübschen Frau aufzeigt, ist natürlich dem Umstand geschuldet, daß Mae zur Gruppe der jungen Frauen gehört, die inzwischen zunehmend (als eifrigste Nutzer) Formen und „Content“ des Internet bestimmen. Andererseits bietet er mit dieser Heldin all den „gebildeten“, bewußten Internet-Nutzern die Möglichkeit, sich von den „dummen Gänsen“ abzugrenzen. Die Nerds, die Geeks, die dem Fortschritt gegenüber Aufgeschlossenheit, nutzen das Internet natürlich vernünftig, emanzipatorisch, kritisch, nur als universelles Werkzeug. Dave Eggers scheint zu bezweifeln, daß dies möglich ist. Bekanntlich ist er diesbezüglich nicht alleine. In seinem Roman „Der Circle“ zeigt er: Im Netz verliert jeder Gedanke seine Bedeutung. ¶

Anzeige



Herzlichen Glückwunsch zur Jubiläumsausgabe

Beckdruck

97076 Würzburg · Fraunhoferstraße 9
Tel. 0931 - 284490 · Fax 0931 - 284434
info@beckdruck.de · www.beckdruck.de

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

„**Luther reicht nicht – Künstlerische Impulse zur ständigen Reform**“ ist Titel und Thema der fälschlicherweise als „Künstlerwettbewerb“ angekündigten Ausstellungsausschreibung für den Kreuzgang des Würzburger Domes vom 29.9. – 11.11.2015 unter der Schirmherrschaft der Regionalbischöfin der Kirchenkreises Ansbach-Würzburg, Gisela Bronowski, und – wie sich im Laufe des Colloquiumsabends am 23. Januar im Gemeindehaus St. Johannis in der Würzburger Hofstallstraße herausstellte – unter Federführung von Domkapitular Jürgen Lenssen. Pfarrerin Susanne Wildfeuer begrüßte zunächst hocherfreut die vielen anwesenden Künstler, die nicht nur aus der unterfränkischen Region, sogar weither, aus Hamburg, Weimar, Erfurt, angereist waren, um dann das ökumenische Kunstprojekt um den Reformator kurz zu skizzieren. Es ginge darum, ein zeitgenössisches Lutherbild zu entwickeln. Die Architektin Barbara Bauner vom Kirchengemeindeamt, Pfarrer Jean-Pierre Barraud vom Evang.-Luth. Pfarramt Gerolzhofen, Pfarrer und Kunstbeauftragter Markus Geißendörfer von der Evang.-Luth. Kirchengemeinde St. Lukas Aschaffenburg und Kirchenrat Helmut Braun, Kunstreferent der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, stellten sowohl sich als auch das Projekt vor.

Das Thema sei Freiheit meinte dann kurz und bündig Jürgen Lenssen, nachdem man auch Werke und Künstler der Kunstgeschichte bemüht hatte, um das Thema zu konkretisieren. Warum man sich aber über Lucas Cranach, Freund Luthers und Anhänger der Reformation und nicht zuletzt einer der bedeutendsten Künstler der Renaissance, despektierlich als Massenphänomen äußern muß, weil er „in allen evangelischen Kirchen hängt“(?), blieb ebenso im Dunkeln wie das Projektthema schwammig.

Einigen Diskussionsstoff gab es bei den Formalia wie Maße und Termine, die dann aber wegen des beabsichtigten Katalogs genau so blieben wie sie vorher waren: Anlieferung der Originale am 27. 7. von 9 – 17 Uhr, im Domkreuzgang, Eingang Bruderhof (neben der Domsepultur). Wer nicht berücksichtigt wurde, darf seine Arbeit (Bild, Skulptur, Installation, nicht höher als 2,50 m wegen der Domkreuzgang-Türe) bereits drei Tage später von 9 – 16 Uhr wieder abholen. Über einen evt. Ankauf hatte man offensichtlich bei Projektplanung noch gar nicht nachgedacht. Auf die Frage nach einer Unkostenbeteiligung oder sonstigen Honorierung der Leistungen der Künstler (wie bei „Gott weiblich“) seitens der Kirche reagierte der Kirchenmann pikiert. Lenssen, selbst mit künstlerischen

Ambitionen gesegnet, weiß deshalb aus eigener Erfahrung, daß „Künstler nur für sich arbeiten“ und wem die Bedingungen nicht passen, brauche sich nicht zu beteiligen. Ansprechpartner:

Dr. Jürgen Lenssen:

juergen.lenssen@bistum-wuerzburg.de

und Markus Geißendörfer: geissendoef@elkb.de

[sum]

Bis zum 25. Februar werden im Würzburger Rathaus, Mo – Do von 8 – 18 Uhr, Fr von 8 – 14 Uhr, die Ergebnisse des **10. Würzburger Architektur Workshops** zu sehen sein.

Das Baureferat der Stadt Würzburg rief diesen Workshop zusammen mit dem städtischen Gartenamt zum Thema „Der Ringpark bis zur Landesgartenschau 2018: Würzburgs Grüne Lunge in der Zukunft“ aus. 54 Studierende aus 20 verschiedenen Nationen des IMLA-Studiengangs (International Master of Landscape Architecture) an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf und der Fakultät Gestaltung an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt machten sich daran, die von dem Schweden Jöns Person Lindahl geschaffenen Glacisanlagen – der Stolz der erholungssuchenden Würzburger – mit der heutigen Größe von 27 Hektar, in seiner Attraktivität zu steigern. Man befaßte sich mit dem nördlichen Abschnitt des Ringparks zwischen Friedensbrücke und Berliner Ring, der nach seiner Zerstörung im Krieg stark überformt wieder hergestellt wurde, sowie der städtebaulichen Neuordnung und Umgestaltung des Bahnhofsvorplatzes.

Die Konzepte sollten das Naherholungsgebiet Ringpark stärken und in Lindahl'scher Tradition zeitgenössisch interpretieren. Darüber hinaus sollten die Studierenden Ideen erarbeiten, die innerstädtischen Grünräume mit der Landesgartenschau 2018 zu verknüpfen und ein Informations- und Leitsystem für die Besucher der LGS 2018 zu entwerfen.

„Allen Entwürfen der einzelnen Studentengruppen ist gemein, die innerstädtische Lebensqualität in Würzburg durch eine Reduktion und Verlagerung des motorisierten Individualverkehrs und damit einhergehend einer gleichzeitigen Rückeroberung des städtischen Raums für Grünflächen, Fußgänger und Radfahrer zu erhöhen. Die Konzepte für die Überarbeitung des nördlichen Ringparks und die Umgestaltung des Bahnhofsvorplatzes sind mannigfaltig, innovativ und zum Teil von sehr hoher planerischer und gestalterischer Qualität. [sum]

Wir sind bei Würzburgs bester Bank.


Familiär. Sympathisch. Fair.

Familie Thomas
Randersacker



Das Triple ist perfekt! Die VR-Bank Würzburg holte beim CityContest 2014 von FOCUS MONEY das dritte Jahr in Folge den Titel „Würzburgs beste Bank bei der Privatkunden-Beratung“.

www.vr-bank-wuerzburg.de

VR-Bank
Würzburg 

Aus der Region für die Region

MARIE JO
—HAUTE LINGERIE—



Ich fühl' mich wohl.



Wasche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65-110, Cup A-I

KULTUR PUNKTE



15. MÄRZ 2015
13.00 - 18.00 UHR

KULTURSCHAFFENDE ALLER SPARTEN AUS
WÜRZBURG UND UMGEBUNG ÖFFNEN AN EINEM TAG
DER OFFENEN TÜR IHRE SCHAFFENSÄUßERUNG.

KULTUR DORT ERLEBEN, WO SIE ENTSTEHT.
EINTRITT FREI!

ANLÄSSLICH 25 JAHRE DACHVERBAND FREIER
WÜRZBURGER KULTURTRÄGER

